**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

**Herausgeber:** [s.n.]

**Band:** 22 (1980)

**Artikel:** Die Pfarrerin

**Autor:** Caprez-Roffler, Greti

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-550600

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 12.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Die Pfarrerin

*von Greti Caprez-Roffler*

*Vom Hüschergada zur Universität*

«Im Sommer 1906 gingen meine Eltern zu zweit in die Ferien und kehrten zu dritt wieder zurück.» So beginnt mein curriculum vitae, das wir elf Schüler der Maturaklasse 1925 zu schreiben hatten. Ich war am 17. August im sogenannten Hüschergada in St. Antönien zur Welt gekommen. Eine alte Base amtete als Hebamme. Mein Vater, damals Lehrer an der Kantonsschule, kehrte fünf Jahre später zurück ins Landpfarramt. Deshalb übersiedelten wir nach Igis. Igis wurde mir das, was dem Menschen irdische Heimat ist. 21 Jahre lebte meine Familie an diesem schönen Ort im Churer Rheintal. Viel fröhliches Spiel verband mich mit den Dorfkindern, die sich hüteten, mir, dem Pfarrerskind, Schmutz und Rohheit zuzutragen. Auch lebte ich vielfach in einer Welt für mich, beständig neue Geschichten erfindend, deren Heldinnen dann mit mir identisch waren. Der Eintritt in die Schule riß mich aus diesem Paradies heraus. Wir hatten einen Lehrer, der Tatzen austeilte und uns an den Haaren aus den Bänken riß. Darum war es für mich ein Geschenk, am Schluß der ersten Klasse in die dritte versetzt zu werden und damit den Lehrer wechseln zu können.

Zwei Erlebnisse in meinen frühen Kindheitsjahren bewiesen mir aber, daß das Böse gar nicht nur etwa von außen kommt. Sie wurden für meine Entwicklung, das heißt, für mein Verständnis des Menschen wichtig. Ich habe sie in meinem curriculum vitae so beschrieben:

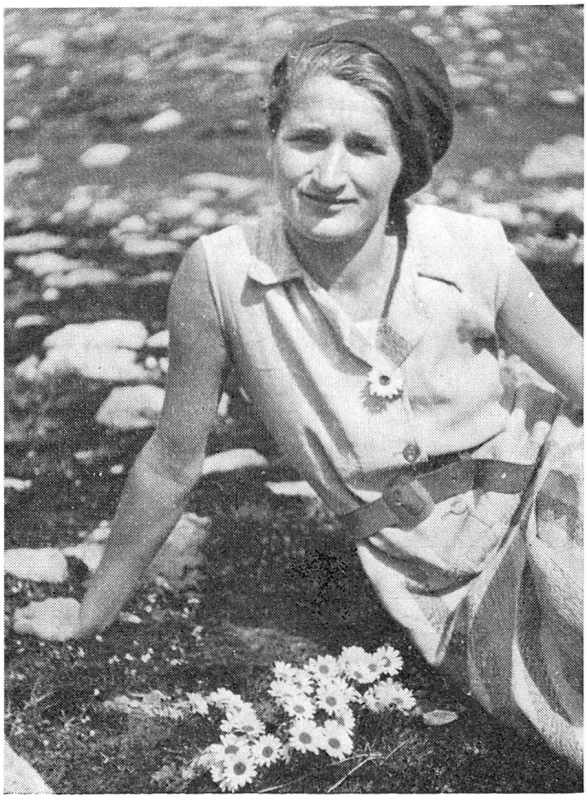
*Wir wurden sehr streng erzogen. Ich fürchtete mich entsetzlich vor Schlägen. Obgleich wir wußten, daß unser Vater den Zank nicht leiden konnte, stritten wir Geschwister oft und hartnäckig. Einst waren wir im heftigsten Streit, als der Vater uns hörte, mich hineinrief und mir befahl, zugleich das Stecklein zu bringen, das im Korridor auf dem Spiegeltisch liege. Zitternd vor Furcht gehorchte ich. Das gefürchtete Stecklein war aber nicht an dem angegebenen Ort. Vor der Tür des Studierzimmers blieb ich stehen und betete heiß und voll Vertrauen, Gott möchte geben, daß ich nicht geschlagen werde. Dann trat ich in das Zimmer und wartete der Dinge, die da kommen sollten. «Bringst du die Rute nicht, dann geh auch wieder; ohne sie kann ich dich nicht brauchen.» So erfuhr ich tatsächlich Gebetserhörung.*

*Das zweite wichtige Erlebnis fällt in meine Sekundarschulzeit. An einem Landsgemeindesonntag ging ich auf den Festplatz und verweilte auf der Wiese, wo die Männer für die Wahlen zusammentreten. Aber bald lockten das Karussell und die Verkaufsbuden. Ich hatte von den Eltern eine kleine Geldsumme erhalten. Nun werweißte mein begehrliches Herz hin und her: «So und so viele Mal kann ich mit der Reitschule fahren, aber dort, von den wunderschönen künstlichen Blumen an jenem Stand hätte ich gar zu gern einige gekauft.» Und plötzlich geriet ich in einen Bann. Eine Stimme flüsterte mir zu, lockend und schmeichelnd: «Geh hin und kauf dir eine, aber nimm zwei, das merkt niemand.» Kaum*

*vernommen, war es auch geschehen. Ich begab mich wieder auf die Wiese. Dann aber fiel der Bann wieder von mir ab. Die ganze Erkenntnis der Tat kam über mich. Ich verfiel in tiefste Verzweiflung. Eilends ging ich wieder hinüber zu den Buden, um gutzumachen. Aber der Stand war wie vom Erdboden verschwunden, und ich fand mich allein mit meiner Verzweiflung. Was sollte, was konnte ich tun? Nun, da ich nicht mehr gutmachen konnte, blieb mir nur die Reue. Ich lief dorthin, wo ich noch Hilfe und Zuflucht erhoffte: zur Mutter. Sie nahm mich zwar in die Arme und ließ mich ausschluchzen, aber sie war so überrascht von der Sachlage, daß sie mir auf die Beichte antwortete: «Hoffentlich hat es niemand gesehen.» Dabei hatte ich in diesem Augenblick das wichtigste und größte Erlebnis: die Erkenntnis der Lage des Menschen, die Erfahrung von Schuld und Reue. Meine Mutter hätte mir davon sprechen dürfen, daß ich nun nicht da stehen bleiben müsse, sondern daß wir mit einander zum himmlischen Vater gehen, ihm die Schuld bringen und von ihm Vergebung und völlige Befreiung empfangen dürfen.*

Aber so wie in diesem Augenblick meine Mutter an mir schuldig wurde, so wurde ich Jahre später in genau gleicher Weise an einem andern Menschen schuldig, als ich ihm, einer Schuld gegenüber, mit der er nicht fertig wurde, nicht zur Seite stand und die Brücke bildete zur Erkenntnis unserer menschlichen Verlorenheit und Gottes rettender Hilfe. Vielleicht kann man diesen Dienst gerade den Allernächsten am wenigsten tun.

Mein Vater hatte mich zum Besuch der Kantonsschule bewogen schon im Blick auf ein späteres Theologiestudium. Mir selbst wurde dieses Ziel immer fraglicher. Der Geist der Churer Kantonsschule war allem Religiösen gegenüber rein negativ. Einer unserer Lehrer ließ es nicht fehlen an beißendem Spott. Ich war ein sehr scheues Wesen und fürchtete mich, wenn ich einen Vortrag halten mußte. Der Deutschlehrer quittierte meinen letzten Vortrag mit den Worten: «Wählen Sie ja nie einen Beruf, da Sie ein einziges Wort



Die Studentin.

öffentlich sagen müssen.» Da ich schon jahrelang unter der Angst gelitten hatte, den Aufgaben, die sich einem Pfarrer stellen, nicht gewachsen zu sein und zugleich Mathematik und alte Sprachen mir sehr lagen, wurde mir der Gedanke immer vertrauter, alte Sprachen zu studieren. Die Entscheidung zu treffen, aber fiel mir sehr schwer. In einem Brief an meinen Vater vom 31. Mai 1925 noch schrieb ich: «Die alten Dichter aufzählen poiéo, tithemi usw. ohne Fehler konjugieren, macht das das Glück aus? Ich weiß schon, was mir Befriedigung bringen würde: ein Lebenskamerad, sechs Kinder und Arbeit für beide Hände.» Mein Herz aber hatte sich bis jetzt nie für die entschieden, die mich gern hatten, sondern törichterweise immer andere geliebt. So schien es wahrlich nicht darnach auszusehen, als ob mein Wunsch sich je erfüllen würde.

In den letzten Jahren der Kantonsschulzeit wurde ich reich beschenkt durch die Freundschaft mit Mädchen, die etwas älter waren als ich: Hildi, die Gymnasiastin, und Stiny, ein Mensch mit vielerlei Interessen. Stiny las mit

Vorliebe philosophische Schriften. Mit ihr wanderte ich alle Sonntagnachmittage über die Felder und durch den Wald. Dabei sprachen wir über die tiefsten und letzten Dinge. Die Woche durch aber war ich immer wieder mit ihrem Gegenpol, der Gymnastiastin, zusammen. Sie bekämpften sich in mir leidenschaftlich, und ich anerkannte sie beide. Wahrscheinlich war das Zusammensein mit ihnen das Wesentlichste und Wichtigste für meine Entwicklung in der ganzen Kantonsschulzeit. «Und was man ist, das blieb man andern schuldig.» Der Abschied von den Freundinnen wurde allen schwer. Davon zeugt ein Gedicht der Gymnasiastin:

*An Greti*

An reicher Städte buntbelebten Toren
Im stillen Blumenblühn der Frühlingsau
Hat ich der Freunde heitre Schar verloren
Und war allein, die Straße öd und grau.
Wie lang ich einsam so gewandert sei
So fern den Menschen, weiß ich nicht zu sagen.
Einst führte mich mein Weg am Wald vorbei
Und tief im Grün hört ich die Drossel schlagen.
Ich setzte mich auf eines Brunnens Rand
Und lauscht'auf einer Fliege hell Gesumm.
Ich hätte weinen, jauchzen mögen in das Land
Vor wilder Sehnsucht, — doch mein Mund blieb stumm.

Da kamst Du. Erst nur hör ich Deine Schritte
Seh das Gezweig, wie es sich raschelnd bog.
Dann warst Du da, just in der Lichtung Mitte
Wo Sonnengold und Laub Dich grün umwob.
Und ohne viel zu wundern, viel zu fragen
Bist Du auf meiner Straße mitgezogen
Vorbei an Bergen, die zum Himmel ragen.
Vorbei an breiter Ströme schweren Wogen.
Du warst so rein, fast hat ich Scheu zu sprechen
Zu Dir, wie sonst zu Irdischen wir tun.
Ich fürchtete, den holden Bann zu brechen
Und ließ das Schweigen auf den Lippen ruhn.
Doch Du, Du schenktest mir Dein voll Vertrauen.
Du sprachst von Deinen Träumen, Deinem Gott
Und ließest mich in Deine Seele schauen,
Und ich — und ich verschwieg Dir jeden Spott.
Nein, ich nahm Dein Vertraun wie stille Blüten
Und schützte sie vor meiner Lippen Hauch:
Die Knospen möchten ein Geheimnis hüten,
Das Dir selbst unbekannt, Dich schreckte auch.
Nur selger Träume flügelleichter Trug,
Ja, das allein nur wollt ich Dir vertrauen,
Auf daß Du gleichsam nur in Spiel und Flug
Die Welt durch bunte Gläser mögest schauen.
Nun wirst Du gehn. Nun zweigen unsre Wege
Unmerklich auseinander, mehr und mehr.
In andre Lande führen unsre Stege
Und meine Bahn wird wieder öd und leer. —
Hab ich den Märchenschleier Dir zerrissen?
Hab ich zu viel gesagt, zu oft geschwiegen? —
Nein, sprich die Antwort nicht! Ich will nicht wissen,
Warum die Wege auseinanderbiegen.

Im Oktober 1925 immatrikulierte ich mich an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich. Im Augenblick bestand zwar mein sehnlichster Wunsch darin, in Bern studieren und dort mit meiner geliebten Freundin zusammen sein zu dürfen. Mein Vater entschied aber anders. Auch hier stand im Grunde Gottes führende Hand dahinter und dies sogar in doppelter Hinsicht. Der Hörsaal der altphilologischen Wissenschaft lag neben denen der theologischen Fakultät. Die trokkene Wissenschaft der alten Sprachen, das doch immer noch mühsame Übersetzen wurde meinem lebenswarmen und lebenshungrigen Herzen immer langweiliger. Nebenan aber wurde über das Woher und Wohin des Menschen, über letzte und tiefste Fragen gesprochen. Ich verirrte mich deshalb dann und wann einmal hinüber in die andere Fakultät. Und als ich in den Weihnachtsferien nach Hause kam, stellte ich so ganz nebenbei die Frage: «Was würdet Ihr sagen, wenn ich im nächsten Semester zur Theologie hinübersattelte?»

Nun galt es zunächst, das versäumte Hebräisch nachzuholen. Fast zu gleicher Zeit, am 26. Januar 1926, kam die große Liebe. Wir Bündner Studenten fanden uns am traditionellen Bündnerball in den «Kaufleuten» ein. Als ich das große Los in Gestalt einer Flasche Cherry Brandy gezogen hatte, saßen wir Studenten alle am gleichen Tisch. Unter ihnen wurde mir einer nun zum richtigen großen Los. Wir kannten uns flüchtig von Chur her. Jetzt studierte er an der ETH. An diesem Abend aber wurde daraus eine Liebe, die nie mehr aufhörte. Ein für Menschen fast zu großes Glück, ein stetig wachsender Reichtum an Liebe und Gemeinschaft nahm da seinen Anfang. Es schien mir im Verlauf der Jahre immer wieder, als hätte es Gott gefallen, zwei

einfache, kleine Menschen hier mitten in dieser dunkeln Welt mit diesem großen Glück zu beschenken, gleichsam als Ausdruck seiner unendlichen Liebe, die gibt ohne Verdienst. Wie oft in meinem folgenden Leben konnte ich nur staunend danken und es zugleich nicht fassen, daß es immer noch so weiter ging.

Nur, die Zweifel, die Angst blieben: ich würde nie auf einer Kanzel stehen können. War ich auf dem rechten Weg mit meinem Theologiestudium? Nun kam aber noch diese zweite Schwierigkeit dazu: würden Ehe und der Beruf einer Theologin sich vereinen lassen? Ich hatte dafür keine Vorbilder. Es schien auch, daß Gian sich darüber keine Gedanken machte. Er war einfach froh über unsere Kameradschaft. Ich sah mich so in einer unklaren Situation, die meinem Leben durchaus nicht lag. In dieser Schwierigkeit tat ich das eine einzig Richtige, das man einem Caprez gegenüber tun kann, um doch wenigstens Klarheit zu bekommen in der Beziehung zu ihm. Ich schrieb ihm, daß es mir schiene, unsere Freundschaft hätte ihr Ende erreicht. Das schlug ein und brachte selbst den ruhigen Bündner in Bewegung.

Es bestand da aber noch eine andere mir sehr liebe Bindung, um deretwillen ich auch Klarheit schaffen wollte. So kam es denn, daß ich eines Abends spät mit bekümmertem Herzen, im Bewußtsein, einem Menschen weh zu tun, einen wirklichen, ernstgemeinten Abschiedsbrief schrieb. Und damit war wenigstens dieser Weg klar.

Doch die Zweifel an meiner Berufung und Eignung wichen damit nicht. Aber eine Hand lag auf mir. Ich konnte nicht anders als diesen Weg gehen. Am 10. Mai 1928 schrieb ich für mich nieder: «Immer noch weiß ich nicht, wonach meiner Seele Sehnen und meines Herzens Bangen verlangt. Ich suche nach dem Leben, ich suche nach Gott, ich suche mich selbst. Alles ist eitel und Haschen nach Wind. Cor meum inquietum est, donec requiescat in te. Ich weiß es nicht, noch nicht. Ich habe Licht und Schönheit, das Gute und dich, Gott, gesucht, und doch ist mein Herz nie still geworden. Vielleicht aber wäre sein Stillwerden sein Tod?»

Kurz vorher, Ende März, hatte ich das propädeutische Examen vor der Zürcher Fakultät bestanden, und anfangs Mai wiederholte ich dasselbe vor der bündnerischen Prüfungsbehörde. Diesem bündnerischen Examen war viel Anfeindung und Auseinandersetzung in den Colloquien und auch in den Zeitungen vorausgegangen. Denn ich war die erste bündnerische Theologin. Schon meine Großmutter, eine Furner Bäuerin, hatte sich entsetzt, als wir ihr erzählten, daß ich studieren wolle: «Mach das ja nicht, denn ein studiertes Frauenzimmer gibt nie eine gute Hausfrau», sagte sie. Bis an mein Lebensende muß ich ihr nun beweisen, daß das nicht wahr ist, und muß mir Mühe geben, einen mustergültigen Haushalt zu führen! Als es aber nach außen ruchbar wurde, daß sich eine Frau sogar unterfing, Theologie zu studieren, ereiferten sich allenthalben die Gemüter und vertraten ihre verschiedenen Standpunkte unter dem Titel: «Gehört die Frau auf die Kanzel?» Am 24. September 1927 erschien zum Beispiel der Bericht über die Verhandlungen im Colloquium Oberengadin-Bergell. In ihm wurde anerkannt, daß die Frau sich wohl auch als Pfarrerin eignen dürfte, wie sie sich ja bereits als Lehrerin, Ärztin und Rechtsanwältin durchzusetzen wußte. Dann hieß es weiter: «Die einstweilen noch nicht stark zu befürchtende Konkurrenz darf auf diesem Gebiet keine Rolle spielen, denn ausschlaggebend ist nicht das materielle Wohl des Pfarrers, sondern das höhere ideelle Interesse der Kirche.» Der Bericht hielt abschließend fest, die Mehrheit spreche sich für die Zulassung aus unter der Bedingung, daß die Theologin in einer Gemeinde neben einem Pfarrer amte und bei ihrer Verheiratung zurücktrete. Die Petentin soll im Mai zum propädeutischen Examen zugelassen werden, aber ohne Präjudiz für ihre Aufnahme in die Synode.

Unter dem Datum vom 16. Juni 1928 steht in meinem Tagebuch:

*Zu meinem Erschrecken fand ich mich wieder einmal dort, wohin ich nicht habe gelan-*

*gen wollen. Der Kampf der Theologin um ihren Weg ließ die Frau in mir ihre Gebundenheit — trotz der Freiheit der Schweizer — erkennen. Und ich sah verwundert den Umschwung meiner Ansichten, als Folge dieser Erkenntnis. Als es sich nicht mehr zudecken ließ, machte ich mich schweren Herzens auf den Weg zu Gian. Ich trat in seine Bude und setzte mich neben ihn. In großem Bangen fing ich an zu erzählen und schloß zaghaft: Siehst Du, daß ich auf dem Weg zur Frauenrechtlerin bin? Kannst Du mich auch so noch lieb haben? Er lachte leise, nahm mich tröstend in seine Arme und sagte: Du hast ja recht. Glücklich antwortete ich: Als ob ich je Deine Großzügigkeit ausschöpfen könnte.*

Aber immer noch war ich überzeugt, daß ich nie auf einer Kanzel würde stehen und sprechen können. Doch lag die Hand Gottes auf diesem Weg, den ich nicht gesucht und nicht gewollt und führte mich weiter. Am 24. Juni 1928 hielt ich meine erste Predigt in Brütten bei Winterthur. 20 Stunden hatte ich an dieser Predigt geschrieben, 20 Stunden sie auswendig gelernt. Ein Mitstudent und Freund hatte mir dabei Bürge gestanden: wenn es nicht gehen sollte, würde er einspringen. Im Augenblick jedoch, da ich die Klinke der Kirchentüre in der Hand hielt, wich alle Angst von mir. Gian Caprez aber hatte mich in einem Auto hingeführt und saß in meiner Predigt.

Am 28. Juni 1928 wurde dann in der Synode zu Klosters der Antrag des Kirchenrates auf Zulassung der Frau zum vollen Pfarramt mit der Einschränkung, daß sie bei ihrer Verheiratung zurücktrete und daß die endgültige Entscheidung dem Volk zur Abstimmung vorgelegt werde, mit 51 Ja zu 4 Nein angenommen. Damit ging die Bündner Synode weiter als die Berner Kirche, wo die Theologin nur als Gemeindehelferin amten durfte, das heißt, sie hat die Aufgabe in Fürsorge, Armenpflege und Unterricht den Pfarrer zu unterstützen, ist aber von Predigt, Taufe und Abendmahl ausgeschlossen. In Basel bestand noch keine Regelung. In Zürich wurden die Theologinnen als Gemeindehelferinnen neben einem Pfarrer gewählt, waren aber tatsächlich dem Pfarrer fast gleich gestellt. Elise Pfister und Rosa Gutknecht amteten bereits seit einigen Jahren als Pfarrvikarinnen mit großem Erfolg am Neu- und Großmünster.

Der Beschluß der Synode zu Klosters löste begreiflicherweise nicht eitel Freude aus. Die Auseinandersetzung in der Presse wurde eingeleitet durch einen Pfarrer, der vor allem betonte, daß die Verkündigung eine objektive Größe sei. «Nun ist aber gerade Objektivität», so dieser Pfarrherr, «nicht die Stärke der Frau. Die Frau gehört dorthin, wo sie ihre persönlichen Eigenschaften am besten entfalten kann. Und darum: schweige die Frau in der Gemeinde!» Diese Stellungnahme rief entrüsteten Widerspruch. Der Jurist Paul Thürer berief sich andererseits in seiner Antwort auf die «Acta Theclae», eine Abhandlung eines um 120 n. Chr. lebenden Presbyters (Vorsteher der Gemeinde). Dieser schreibt unter anderem: «Thecla lehrte und taufte auf Befehl des Paulus.» Tatsache ist, so bemerkte mein Verteidiger, daß der Presbyter in dieser Zeit ohne ein erklärendes oder entschuldigendes Wort von einer taufenden Frau erzählt. Noch im 6. Jahrhundert ist das amtende Wirken der Frau in der irischen Kirche erwiesen. Im übrigen kam die Kanzel erst im 13. und 14. Jahrhundert auf. Soweit Paul Thürer.

An meine Stellvertretung in Brütten reihten sich noch andere: Seuzach, Brüttisellen, Igis-Landquart, Furna. Dann folgte das Examenssemester von Gian an der ETH. Ich wanderte für diese Zeit aus nach Marburg, wo ich etliche Bündner Theologiestudenten traf, mit denen ich gute Kameradschaft fand. Einer unter ihnen wurde später mein Schwager. Mitten in diese Zeit fiel meine Verlobung. Sie ging ganz anders vonstatten, als wir erwartet hatten. Gian anerkannte doch so sehr meine Selbständigkeit, daß es ihm unmöglich wurde, nach altem Brauch «um meine Hand anzuhalten». Es wäre ja auch ohnedies eine Komödie gewesen, da unsere Eltern schon lange um unsern Willen wußten. Wir saßen beim Mittagstisch und redeten von den Verlobungsformalitäten. Mein Vater wurde auffallend still. Plötzlich stand er auf und verließ uns

mit den Worten: «Ich bin denn noch nicht gefragt worden.» Gian ging ihm nach. Was würde geschehen? Was sollte mein Verlobter um meine Hand anhalten und ich nicht um seine! Ich begriff das alles nicht. Schon wieder eine Demütigung meines Geschlechts. Und diesmal kam es nicht von der Seite obrigkeitlicher Behörden, sondern von der Seite meines Vaters. Und gerade von ihm begriff ich es nicht. Er hatte mich doch selber zur Selbständigkeit erzogen und auch in meinem Studium mir völlig freie Hand gelassen. Auch Gian war der Ernst der Lage noch nicht deutlich geworden. Deshalb fragte er scherzeshalber: «Hast Du mir vielleicht einen offiziellen Briefbogen, um die offizielle Anfrage zu stellen?» Das aber genügte. Mein Vater ließ ihn stehen, kam zu meiner Mutter und zu mir und erklärte zornig: «Wenn Du diesen hochmütigen Engadiner heiratest, bekommst Du keinen roten Rappen und brauchst nie mit ihm ins Haus zu kommen.» Sprach's und verreiste nach Chur. Leider fiel es mir erst viel später ein, was ich hätte antworten sollen: «Ich will auch keine Rappen, sondern Franken.» Meine Mutter weinte. Aber ich blieb unbewegt wie in den meisten dramatischen Szenen meines Lebens. Ich konnte es nicht ganz ernst nehmen, sondern hatte das Gefühl, das erlebe gar nicht ich, das stehe irgendwo in einem Roman. So fand uns Gian. Mit dem nächsten Zug verreiste auch er — ins Engadin.

Abends trat ich zu meinem Vater ins Studierzimmer, und wir sprachen uns aus, ruhig und sachlich. Ich erklärte ihm, daß das Ganze ja gar nicht die Schuld meines Verlobten sei, sondern die seiner Tochter. Weil ich die Werbung beim Vater als einen Rest des ehemaligen Brautkaufes und überhaupt als einen Ausdruck der Inferiorität der Frau ansehe, hätte ich immer nur Spott dafür übrig gehabt, und durch mich sei Gian so geworden, wie er nun eben sei. Einen Fehler hätte ich insoweit gemacht, als ich nicht zuvor mit meinem Vater darüber gesprochen. Wir verstanden uns, und ich hoffte damals, daß auch meine Schwestern einmal nicht «erfragt» werden müßten, sondern ihr Wort gelte gleich dem eines Mannes.

Die Petitionsschreiberin.

Am 30. Dezember 1928 verlobten wir uns dann doch. Großes Aufatmen im Land der «Grauen Puren». Nun war das leidige Problem des Frauenpfarramtes nicht mehr aktuell, und der Evangelische Große Rat brauchte sich nicht mehr damit zu befassen.

### *Von Igis über Brasilien nach Zürich*

Am 2. August 1929 steht in meinem Tagebuch:

*Wie ein Wunder ist es mir. Gian schreibt aus Paris, daß er von einem Ingenieur, den er kaum kennt, aus Brasilien ein Telegramm erhalten habe, da er ihm eine gute Stelle an der Technischen Hochschule von Sao Paulo anbietet. Ob ich mit ihm kommen möchte? Es wird schwer halten. Ich habe zwar nun die erforderlichen Semester, aber ich bin noch nicht bereit für das Schlußexamen. Ich soll zuerst Examen machen und dann hinübergehen, verlangen meine Eltern billigerweise. Er solle zuerst hinübergehen, drüben sich umsehen, dann nach einem Jahr wiederkommen und mich holen, verlangen seine Eltern gebräuchlicherweise.*

Am 24. August heißt es dann weiter:

*Ich wundere mich, daß ich so viel in so kurzer Zeit habe durchsetzen können. Daß wir an einem Sonntag Hochzeit haben können, denn wir wollten die Gemeinde dabei haben. Auch der von uns gewählte Text gefiel meinem Vater zuerst nicht: Lukas 20. 34—36. Er wollte den andern: Wo du hingehst, da gehe ich auch hin. Dann habe ich versucht, ihm zu erklären, weshalb ich diesen: «denn sie werden nicht freien und sich freien lassen» wünsche. Das andere: Wo du hingehst . . .' das tue ich schon von selber, habe ich schon gewählt, aber dies Eine, das wir nie vergessen dürfen, daß unsere Liebe geschenkte Gnade Gottes ist und daß wir nie vergessen dürfen, daß unsere Ehe nicht das Letzte und Höchste sein darf. Sie ist nur eine Lehngabe Gottes, letztlich gehören wir ihm: «. . . im ewigen Reich wird nicht sein freien und sich freien lassen . . .» Ich nehme die Aufgabe meines Examens mit mir und die Aufgabe, nie zu vergessen, daß ich Theologin bin. Wäre ich katholisch, wäre ich Nonne, «Gottgeweihte». Aber als Protestantin habe ich die evangelische Freiheit, mich zu verehelichen. Unsere Ehe wird nicht leicht sein, aber ich hoffe zuversichtlich, daß sie reicher und schöner sein werde als viele andere.*

*Massilia, Atlantischer Ozean, 14. September 1929. Der erste ruhige Augenblick nach der Hochzeitshasterei und dem Abschied. Wir sind nun allein, Gian und ich. Es ist auf einmal selbstverständlich, daß wir zusammen sind. Aber eine neue Beschämung meines Geschlechts ist mir doch nicht erspart geblieben: ich erkannte, daß die Frau keinen eigenen Namen und keinen eigenen Bürgerort hat. Wir wechseln beides wie die Gewänder, je nach dem Mann, dem wir zugerechnet werden. Hatte ich bis jetzt den Namen meines Vaters, so trage ich nun den Namen meines Ehekameraden. Genauso beim Bürgerort. Wie sollte das möglich sein? Mein Herz und meine Art sind doch verwurzelt in Furna. —*

Im festen Vorsatz, nach einem Jahr zurückzukehren und Examen abzulegen, verwendete ich den größten Teil meiner Zeit in Brasilien daraufhin. Im September 1930 trat ich die Rückreise an, allein, unser erstes Kind erwartend. Als ich in Barcelona an Land ging, traf mich die Meldung, daß in Brasilien die Revolution ausgebrochen sei. Ich wußte meinen Ehekameraden mitten drin. Vor mir lag das Examen. Es war keine leichte Zeit, aber es kam mir alles wie ein Traum vor. Es war auch wie im Traum, daß ich auf steifem Sessel im würdigen Zimmer der ehrwürdigen Universität im Examen saß. Gian und sein Kind waren weit weg von mir, nur daß ich mit seinem Namen angeredet wurde. Und einmal, als ich in der Ethik über die Berechtigung der Revolution gefragt wurde, habe ich es schmerzhaft empfunden, daß Gian drüben war, mitten drin.

Aus dem Tagebuch:

*Igis, 24. Januar 1931. Ein kleiner, süßer Sohn ist uns geworden. Doch wage ich nicht zu sagen, daß er mein ist. Es ist aber ein unfaßbares Glück, daß diese Lehngabe uns zuteil geworden ist. Die beiden Großmütter geben sich nun Mühe, mir die Seligkeit des Kinderhabens und die Seligkeit des Windelnwaschens klar zu machen, und die Pflicht, dies selber zu tun. Und ich habe es fast geglaubt. Abends, als ich dann allein war, hatte ich «Moralischen», weil ich dachte, ich werde wohl keine gute Mutter sein.*

*Pontresina, 1. Juni 1931. Wir sind schon eine Weile hier. Gian ist zu uns gekommen. Ich bin froh, hier zu sein. Freilich, was mit uns werden wird, das sehen wir noch nicht deutlich. Wir haben uns ein bißchen eingerichtet. Gian arbeitet im Baugeschäft seines Vaters. Ich habe Freude an der Hausarbeit und an der Pflege «Fegerleins». Aber es dünkt uns beide, daß dies hier nicht lange Bestand haben könne, daß dies hier nicht «das Unsere» ist. Wir wissen freilich nicht, wie dieses Andere sich denn gestalten sollte. Ich bin froh, mit ihnen beiden, meinem Ehekameraden und unserem kleinen Sohn, sein zu dürfen. Dann ist es wohl gleichgültig, ob dies hier oder dort ist.*

*Pontresina, 1. September 1931. Ich bin gefragt worden, ob ich eine Vikarinnenstelle in Bern annehmen könnte. Aber ich vermag es*

*nicht über mich zu bringen, zuzusagen, denn ich sehe keine Möglichkeit, Fegerlein bei mir zu behalten. Ich war in großer Bedrängnis. Aber plötzlich wußte ich es: Meine ehemalige Heimatgemeinde Furna suchte den ganzen Sommer über einen Pfarrer und hat noch keinen gefunden. Ich selber habe mich fast mit einem Studienfreund überworfen, weil ich ihn durchaus dorthin haben wollte und er nicht einwilligte. Wenn es aber überhaupt in Frage kommt, daß ich von meinem Ehekameraden weggehe, dann kann es doch nur Furna sein. Wenn Furna w i l l !!! Ich habe es so plötzlich gewußt, daß ich dies versuchen müsse. Und doch hoffte ich heimlich, weder der Gemeindevorstand noch die Gemeinde selber werden so etwas Gewagtes unternehmen. Denn ich fürchtete mich noch immer und nicht minder vor dem Amt.*

*Pontresina, 13. September 1931. Sie haben es doch gewagt. Der Zwang steht wieder über meinem Leben und stärker als je. Nun gibt es wohl nichts anderes mehr als hindurch, und wenn es auch noch so schwer werden sollte.*

### *Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen*

*Furna, 5. Oktober 1931. Du mußtest heute gehen. Du hast ja Deine Arbeit fern von uns. Ich aber ging unverwandt den Berg hinauf und stand im ersten leisen Dämmer einen Augenblick still, als ich auf den Fußweg kam. Leise sagte ich in den Wald hinein: Brüderlein, Liebes, Du. — Und siehe, ich stand neben einem großen Baum, in dessen Rinde ein schön geschnitztes Herz eingegraben war. Ich freute mich über den Zufall.*

Die Gemeinde ersuchte den Kirchenrat um die Bestätigung ihrer Wahl. Ein Sturm brach los! Nicht nur beim Kirchenrat, in der Synode, sondern im ganzen «Blätterwald» Graubündens und über die Grenzen des Kantons hinaus. Die Gemeinde stand zu mir, denn «wir wohnen hier schon so nahe dem Himmel, daß es uns vollkommen genügt, wenn uns ein femininum den Weg dazu weist», wie ein Furner Bauer schrieb. Mir schien es, das ganze «Gestürm» gehe eine andere an, mich wenigstens nicht. Aus zwei dicken Heften, gefüllt mit Zeitungsausschnitten über den Fall Furna, sind wohl einige wert, festgehalten zu werden. So heißt es da:

«Die Furner haben in ein Wespennest gegriffen. Nach der Verheiratung der Petentin legte sich der erste Sturm, ein Säuseln noch im Blätterwald, und die *«lex Greti»* schlief friedlich ein. In diese Ruhe schlug die Furner Bombe ein. Das intelligente, aufgeweckte Völklein am Berg oben weiß natürlich ganz genau, warum es so gehandelt hat. Ich habe den Eindruck, diese Wahl war nur bei den fortschrittlichen Furnern möglich.»

Furna hatte schon fast 200 Jahre früher eine ähnliche Rolle gespielt. Das Ereignis wird in der Sprache jener Zeit erzählt:

Noch eine ganz unerhörte neue Art des Copulierens fallt mir hier ein, die sich erst vor circa einem Jahr auf *Furna* im Prettigeu folgender masen zugetragen. Es hat ein Witwer ein Mensch geheurathet, die mit seiner verstorbenen Frau im zweiten oder dritten gradu consanguinitatis verwandt ware. Er wollte copulirt seyn, der Pfarrer schlagts ihm ab, die leges synodales vorschüzende. Die Bauren wurden unwillig über ihn, ihm drohende, wann er nicht copuliren wolle, wollen sie ihn ab dem Berg jagen. Der Pfarrer sagte: er wolle von sich selbsten gehen. Ihnen zu gefallen wolle er sein Capitels-Gelübd nicht brechen, und sich censuriren lassen, doch weile sie interim kein anders Subjekt wußten, mußten sie ihm noch gute Wort geben, daß er bleibe. Endlich imponirte ihm die Obrigkeit, er solle copuliren, er aber wollte nicht, schriebe deßhalben an die Herren Decanen, die ihn rechtfertigten. Da erfanden sie dieses Expedient: daß eines Sonntags so bald der Pfarrer nach der Predig ab der Kanzel gestiegen, der Gerichtsweibel sich an das Ort hingestellt, wo die Leuth ordinari copulirt werden, zoge einen Brief aus der Taschen, und rufte mit vollem Halß aus, es solle jedermann noch ein wenig in der Kirchen warten, indessen traten der Brätigam und die Braut auf in ihrem hochzeitlichen Habit, und stellte sich für den nagel neuen Hrn. copulatorem hin, der eröffnet den Brief, und lase aus selbigem mit erhabener Stimm aus: es seye Jedermann bekant, daß diese zwei Menschen N. N. von einer ehrsamen und wohlweisen Oberkeit als rechtmäßige Ehe-Leuth erkennt worden, und Jedermann soll sie auch dafür erkennen, und verlase noch ein paar Segens-Wort über sie, und allso war der geistliche Actus mit Jedermanns Gelächter vollendet, und seithero wohnen diese beide als Ehe-Leuth beysammen. Diese Sach ist auf lezterm Synodo proponiert worden, und wird eine Klag- und Bittschrift im Namen unsers Synodi auf einstehenden Bundstag vor dem

weltlichen Stand einlangen, daß sie bey ihrem legibus synodalibus manutenirt werden, und dergleichen Mißbräuchen ins künftige gesteuret werden möge. Zweifle nicht an willfahriger Erhörung.»

Was uns besonders interessiert, ist die Tatsache, daß also die erste geschichtlich vermeldete schweizerische *Ziviltrauung* im Kanton Graubünden stattgefunden hat, und zwar im Jahr 1748 in Furna.

Im Abwehrkampf gegen die heftigen und emotional geladenen Angriffe spielte der damalige Furner Lehrer und spätere Regierungsrat Konrad Bärtsch eine wesentliche Rolle. Wie emotional die Haltung eines Gegners war, der stets anonym unterzeichnete, mag aus folgendem Ausspruch ersichtlich werden: «Solange ich etwas zu sagen habe in meiner Gemeinde, wählen wir keine Lehrerin. Ich will lieber einen schlechten Lehrer als eine gute Lehrerin.» Es ging vor allem um die rechtliche Seite der Wahl, aber auch um die Unvereinbarkeit von Amt und Ehe. Jener Gegner, ein Pfarrer, erhob den Vorwurf, die Furner Pfarrerin sei gar nicht wählbar gewesen, da sie kein gültiges Examen abgelegt habe. Darauf die Erwiderung:

*«Die Synode hat sich schon im Juni 1927 für die Zulassung der Frau zum Pfarramt ausgesprochen, unter der Voraussetzung, daß sie 1. unverheiratet ist, 2. daß das evangelische Bündnervolk dazu Ja sagt. Es wäre wohl möglich gewesen, in den gut vier Jahren, die seither verflossen sind, diese Frage zur Erledigung zu bringen. Doch wollte man das offenbar nicht, denn — so sagte man — die Frage ist erst dringlich, wenn eine Gemeinde eine Theologin wählt. Dabei setzte man im Stillen voraus: Es gibt doch keine Gemeinde, die das tut. Jetzt aber, da eine Gemeinde gewählt hat, heißt es: Halt, die Gemeinde hat kein Recht, eine Theologin zu wählen. Im Mai 1928 wurde die Theologin zum propädeutischen Examen in Chur zugelassen «ohne Präjudiz für das Schlußexamen». Also da schon ein Aber. Es hatte wohl den Sinn, daß man sie zum Schlußexamen zulassen wollte, wenn der Volksentscheid bejahend ausgefallen wäre. Aber der Volksentscheid wurde hinausgeschoben. Unterdessen beendete die Theologin ihre Studien. So blieb ihr nichts anderes übrig, als das zweite Examen vor der Fakultät der Universität Zürich zu machen. Bei aller Hochachtung vor dem bündnerischen Examinationskollegium darf sicher gesagt werden, daß dieses Examen, bei dem sämtliche Professoren der Theologie anwesend sind, hinter dem bündnerischen Examen nicht zurücksteht und auch nicht leichter ist. Es ist also nicht die Schuld von Frau Caprez, wenn sie nicht das bündnerische Examen abgelegt hat.*

*Schon das propädeutische Examen gibt allenthalben, so auch im Kanton Graubünden, das Recht zur aushilfsweisen Predigt. Frau Caprez hatte dieses Examen im Kanton Graubünden bestanden, aber als sie daraufhin um die Erlaubnis bitten ließ, einzelne Predigten halten zu dürfen, wurde sie abgewiesen.*

*Was aber die angedrohte Sperrung des Pfrundvermögens der Gemeinde Furna angeht, so ist dazu wohl folgendes zu sagen: Stiftungen sollen nach dem Willen des Stifters verwendet werden. Stifter des Pfrundvermögens ist die politische Gemeinde Furna. Nachweislich ist der Pfrundfonds von dieser geäufnet worden, nachweislich hat diese die Gebäulichkeiten unterhalten. Es kann gar keine Frage sein, daß der Wille des Stifters nicht der war, daß diese Gelder und deren Erträgnisse den Einwohnern durch irgend jemand solle entzogen werden können. Es scheint mir eine sonderbare Logik, im gleichen Atemzug zu behaupten, die Gemeinde Furna habe sich außer den Rahmen der Landeskirche gestellt, und doch noch die Gesetze auf sie anwenden zu wollen.»*

Ähnlich erging es mir, als ich die Kinderlehre vom Sonntag als «Wochenschluß» auf den Samstagvormittag vorverlegte, in der Überlegung, wenn die Kinder unserer Walsersiedlung schon werktags einen so weiten Weg von den zerstreuten Höfen zurücklegen müssen, so möchte ich ihnen das sonntags ersparen. Als die kirchliche Oberbehörde mir das verwehren wollte, antwortete ich: «Wenn Ihr sonst nichts von mir wissen wollt, so tue ich hierin auch wie es mich gut dünkt.» Die Kinderlehre wird noch heute, 46 Jahre später, am Samstag erteilt.

Das andere Anliegen, das jener Gegner zum Vorwand seines Angriffs nahm, war unser angeblich schlechtes Beispiel als Familie. *«Nicht darum», so schrieb er, «handelt es sich, ob die Ehe dadurch Not leide, daß der Mann genötigt ist, als Matrose, Forschungsreisender oder dergleichen fern von Frau und Kindern seinem Beruf und Erwerb nachzugehen, sondern darum, ob von einem richtigen Familienverhältnis geredet werden kann, wenn die Frau, deren Mann einen voll auskömmlichen Beruf betreibt, ihn im Stiche läßt, um einer Liebhaberei zu folgen und ohne zu bedenken, daß sie durch ihr gesetzwidriges Verhalten der Sache des Frauenpfarramtes weit über Graubündens Grenzen hinaus schwer schadet.»*

*In einem späteren Artikel schrieb er: «Eine gesund denkende Gemeinde würde sich für das Vorbild eines solchen Pfarrhauses bedanken.»*

Da dieses Problem immer wieder erörtert wurde, versuchte ich selber eine Richtigstellung:

*Ich weiß nicht, aber das Faktum an sich, daß verheiratete Frauen einen Beruf ausüben, dürfte es wohl nicht sein, das Anstoß erregt, denn die Schweiz allein zählt 210 000 berufstätige, verheiratete Frauen. Ich habe aber noch nie einen Zeitungsartikel gelesen, der sich gegen die Arbeit dieser Frauen ausgesprochen hätte, obwohl hier sicher die soziale Fürsorge ein weites Arbeitsfeld hätte, den vielgeplagten, arbeitenden Frauen zu mehr Zeit, Energie und Frohmut für ihre Familien zu verhelfen. Es muß also die Verbindung dieser einen speziellen Berufsart mit der Ehe sein, deren Möglichkeit fraglich erscheint. Hierzu ist zu sagen, daß dies von Familie zu Familie wieder anders zu lösen ist. Es kommt auf die Zahl der Kinder und vor allem auf die Größe der Gemeinde an. Ich kann also nur von meinem, dem einen praktischen Fall sprechen, und ich möchte das einmal gründlich tun. Meine Gemeinde zählt 216 Einwohner. Ich habe jeden Sonntag zu predigen, montags 3 Unterrichtsstunden zu erteilen, donnerstags 2 und samstags 2, jeweilen vormittags. Furna ist also eine kleine Gemeinde und dazu noch ohne Fraktionen.*

Als Hochzeitsgast auf der Au.

*Sämtliche Haushaltungssorgen sind mir abgenommen. Ich habe eine überaus tüchtige, selbständige Haushälterin, und wir fühlen uns wohler, als wenn ich selber kochen, waschen und nähen würde. Bleibt also einzig die Sorge um das Wohlergehen unseres kleinen Sohnes. Ich freue mich jeden Tag, daß er keine Ahnung hat, daß man sich sogar in den Zeitungen um sein Wohlergehen kümmert, dann wäre er vielleicht nicht so vergnügt, kräftig und gesund, wie der kleine 10 Monate alte Bub es ist. Ich bade ihn jeden Morgen um 7 Uhr selber. Während der Unterrichtsstunden ist er in der Obhut meiner Haushilfe oder schläft. Die übrige Zeit spielt er im Kinderhag in einer sonnigen Ecke meines Studierzimmers. Ich bin von klein auf an Kinder gewohnt, und ihre Anwesenheit stört mich gar nicht im Arbeiten. Mein Söhnlein ist gewohnt, allein für*

*sich zu spielen, und liebt es nicht, wenn man seine Kreise zu oft stört. Über Mittag kommen die Schulmädchen und streiten sich darum, mit ihm spazieren zu gehen. Um 6 Uhr abends bringe ich ihn selber zu Bett und habe den ganzen stillen Abend für mich. — Das wäre die Lösung des Problems. Ich bin überzeugt, wenn ich den Hausfrauen- statt den Pfarrerinnenberuf ausüben würde, müßte mein Söhnlein öfter sich selber überlassen sein. Es soll mir niemand sagen: Hausfrauen geben ihren Kindern nie die Antwort, «Ich habe jetzt keine Zeit».*

*Und die Gemeindearbeit? Wie schon gesagt, ist sie nicht sonderlich streng, und die Theologin wird schon von selber eine solche Gemeinde vorziehen, solange die Kinder klein sind. Ich darf mit bestem Wissen und Gewissen sagen, daß um unseres Kindes willen bis jetzt noch keine Konflikte mit der Gemeindearbeit entstanden sind. Bei Besuchen haben die Leute schon selber gewünscht, ich möchte den Kleinen doch mitbringen, und ich stand andern Müttern dann sofort nahe. Graubünden hat viele vakate Gemeinden und kann sich nicht den Luxus leisten, Theologinnen an staatlichen Anstalten auszubilden und sie nachher im Haushalt verschwinden zu lassen. Ich für mich erachte dazu die Verbundenheit mit der praktischen Arbeit am Kinde als einen Segen für den geistig arbeitenden Menschen. Es bedeutet größere Lebensnähe.*

Die Schwierigkeiten mit jenem mehrmals erwähnten Gegner aber fanden noch ein Nachspiel und wurden auf unerwartete Weise gelöst. Als ich Jahre später meinen Schwager, der sein Amtsnachfolger war, im Sonntagsgottesdienst vertrat, hatte sich seine Witwe zum Kirchgang aufgemacht. Unter der Kirchentür aber, als sie meiner ansichtig wurde, machte sie kehrt mit dem Ausruf: «Aber nein, auf der Kanzel meines Mannes!» — Und wiederum Jahre später hielt ich einen Vortrag an der Jahresversammlung der bündnerischen Pfarrfrauen, deren Mitbegründerin jene Pfarrfrau gewesen. Nach dem Vortrag kam sie zu mir und gestand: «Nun habe ich eine andere Einstellung zu Ihnen.» Ich war so überwältigt von der Größe dieser Frau, die es in ihren alten Tagen noch über sich brachte, nicht nur eine Meinung zu ändern, sondern das auch zu äußern, daß ich sie umarmte und küßte.

Am 24. April 1932 erfolgte dann die Volksabstimmung über die Zulassung der unverheirateten Frau zum Pfarramt. Die Vorlage wurde abgelehnt mit 11 111 Nein gegen 6482 Ja. Da Graubünden das kirchliche Stimmrecht der Frauen schon 1918 eingeführt hatte, waren auch Frauen mitbeteiligt an diesem Nein.

Der Pontresiner Kurdirektor wurde über dieser Sache sogar zum Dichter und schrieb:

*Der Kampf um Furna*

(Wilhelm Busch redivivus verlangt ebenfalls das Wort und versucht den Standpunkt der beiden Lager auf seine Weise, das heißt in fröhlicher Übertreibung zu zeichnen.)

Großer Sturm im Bündnerlande,
Bringet außer Rand und Bande,
Uns'rer Christen gläubige Schar
Kämpft für Kanzel und Altar,
Weil in Furna, kühn vermessen,
Wie vom bösen Geist besessen
Man ein Weib, dazu vermählt,
Dort zur Pfarrerin gewählt.
Und die Väter der Synode
Schütteln ob der neuen Mode
Tief betrübt das Haupt und meinen,
Solches läßt sich schlecht vereinen
Mit der Hausfrau, Mutterpflicht,
Wenn sie von der Kanzel spricht,
Währenddem im Pfarrers Heim,
Hungrig schrei'n die Kinder klein.
Wütend blickt der Mann zur Uhr,
Da vom Essen keine Spur,
Denn vor allem kommt die Predigt,
Erst wenn diese dann erledigt,
Wird sie wieder Frau und Mutter,
Dazu würd' selbst Martin Luther
Sagen: «Liebste, bis hieher,
Weiter aber geht's nicht mehr.»
Groß ist die Demokratie,
Denn ihr Urteil irret nie,
Und sie wacht mit scharfem Blick,
Was für uns ein großes Glück,
Daß die Freiheit der Person
Immer bleibt des Mannes Lohn.
Wenn er aus Prinzip stimmt «Nein»,
Denn dann bleibt die Frau daheim.
Stolz auf dieses Privileg,
Sperrt er ihr den Fortschrittsweg,

Und das Volk, das souveräne
Schüttelt seine Löwenmähne.
Sogar Frauen stimmten «Nein»,
Stillvergnügt und ganz geheim.
Darum wird in ganz Graubünden
Keine Frau die Schrift verkünden,
Und der Mann ins Fäustchen lacht,
Doch zu Haus' hat *sie* die Macht! Ks.

Das Ärgernis Furna aber wäre geblieben auch bei einem positiven Ausgang der Abstimmung. Das Colloquium Prättigau-Herrschaft erhielt den Auftrag, mit der Gemeinde Furna zu verhandeln wegen einer Provision. Ich war offiziell nicht da, Furna offiziell vacat. Die drei Kirchenvorstände wurden aufgefordert, sich an einem bestimmten Tag in Jenaz einzufinden. Ihre Antwort lautete, sie hätten an dem angegebenen Tag keine Zeit, sie würden berichten, wann sie einmal alle Zeit hätten. Das hieß nun, sie würden sich überhaupt keine Zeit nehmen, da sie ja versehen seien.

*Und bist du nicht willig,*
*so brauch' ich Gewalt*

In der Sitzung vom 17. Mai 1932 beschloß dann der Evangelische Kleine Rat, die Sperrung des Pfrundvermögens durchzuführen; sollte aber der ungesetzliche Zustand in Furna trotz dieser Maßnahme weiter bestehen, so würde der Rat sich weitere Schritte vorbehalten.

Daneben aber lief ein Vermittlungsvorschlag. In meinem Tagebuch steht:

*Furna, 23. Mai 1932. Es ist etwas Seltsames geschehen. In all dem Streit für und wider Furna habe ich so sehr auf ein Zeichen gewartet, ob wir nachgeben oder festbleiben sollten. Vielleicht ist das Zeichen nun da. In der letzten Sitzung des Kirchenrates hat ein Mitglied den Antrag gestellt, durch meinen Vater, der auch Mitglied ist, mit uns zu unterhandeln. Nun hat mein Vater versucht, einen Vermittlungsvorschlag auszuarbeiten. Danach würden 1. der Kirchenrat und die Synode dafür sorgen, daß Furna einen tüchtigen Seelsorger erhält; 2. die kirchlichen Organe den Theologinnen ohne Rücksicht auf ihren Zivilstand die Möglichkeit eröffnen, im Kanton aushilfsweise unserer Landeskirche zu dienen. Den bündnerischen Theologinnen wird die Möglichkeit geboten, Examen in Graubünden abzulegen. Diese Examen sollen aber nicht zur Aufnahme in die Synode berechtigen; 3. das derzeitige Verhältnis in Furna wird bis nach Erledigung dieser Petita durch die kirchlichen Organe und bis nach Ablauf der von da laufenden Kündigungsfrist toleriert.*

Auszug aus meinem Brief an jenes Mitglied des Kirchenrates, das den Vorschlag zu einem Vergleich machte:

*... Ich meine, soviel Ernsthaftigkeit könntet Ihr uns Theologinnen denn doch zutrauen, daß wir unsere Pflichten sowohl als Mutter als auch als Pfarrerinnen nicht unterschätzen oder gar leicht nehmen, und daß wir vermögen zu merken, wenn es über unsere Kräfte geht. Ich weiß im Grunde nichts Besseres zu sagen als Sie einzuladen, diese wirklich gewordene Möglichkeit anzusehen. Das weiß ich: noch jeder, der hier war, fand es nicht nur möglich, sondern unmöglich, es abzulehnen, so zum Beispiel Vater Rupflin aus dem Kinderheim «Gott hilft». Auch stand eines Tages unerwartet Professor Gut von der Uni Zürich vor unserer Haustüre und besah sich alles gründlich. Er schied mit Befriedigung: «Doch, es ist ein gut bürgerlicher Haushalt.»*

*Den Vermittlungsvorschlag, den mein Vater aufgestellt hat, finde ich gerecht und anständig. Die Furner sind zwar gar nicht fürs Nachgeben, aber ich bin überzeugt, daß ich sie zum Nachgeben überreden könnte. Unzugänglich sind wir aber, wenn man mit Gewaltmitteln kommt, nicht aus Trotz, sondern weil wir dafür halten, dies sei innerhalb einer christlichen Kirche kein Boden, miteinander zu verkehren.Ich bin im Glauben hieher gekommen, und ich habe mir immer Mühe gegeben, zu hören in welchem Augenblick und ob überhaupt Gott mein Nachgeben wolle. Es sind sehr ernsthafte und sehr religiöse Stimmen, die mich heißen zu bleiben. Die Forderung der aushilfsweisen Arbeit ist im Grunde das Minimum, es ist nur das, was andere Kantone*

*längst haben. Und wenn man daran denkt, daß ich nie begriffen habe, warum das volle weibliche Pfarramt nicht selbstverständlich sei, so kann man sich denken, wie wenig diese Erlaubnis zur aushilfsweisen Arbeit für mich bedeutet.*

*Was Sie sagen von dem Sieg des höhern Rechtes dadurch, daß es stirbt, verstehe ich nicht, das heißt, ich meine, Sie denken, wenn wir Theologinnen geduldig wie Lämmer wären, würde uns das Pfarramt mit der Zeit in den Schoß fallen. Die Entwicklung vor dem Fall Furna erhärtet das aber kaum. Und wir können uns doch diese jahrelange Geduld mit der Aussicht, als Großmütter im weißen Haar vielleicht, vielleicht einmal arbeiten zu dürfen ... ich sage nicht: das Pfarramt ausüben, ich sage nur: überhaupt arbeiten, gar nicht leisten. Denn wir leben auch nur einmal. Wenn ich auch nur die leiseste Möglichkeit zur Arbeit gehabt hätte ... ich bin ein paar Mal um diese Erlaubnis zum aushilfsweisen Dienst eingegangen ... dann wäre ich heute nicht in Furna. Letzten Sommer fiel in Pontresina mangels einer Aushilfe die Predigt aus. Ich wäre dort gewesen. Ich weiß nicht, wie leicht Sie das ertragen und wie stark Sie solche Zustände als guten Willen der Kirche gedeutet hätten.*

*Für mich steht es so: wenn die Vermittlung im Sinne meines Vaters — aber in allen Punkten — möglich wird, dann ist diese Möglichkeit mir Verpflichtung. Seid Ihr aber nicht einmal diesen geringen und gerechten Forderungen gegenüber geneigt, dann kämpfen wir weiter. Der Vermittlungsvorschlag ist für mich keine leichte Sache, aber ich sehe ein, daß Ihr jetzt nicht m e h r geben könnt als die Erlaubnis zur aushilfsweisen Arbeit; aber das könnt Ihr, hättet Ihr längst können. Und ich hoffe, wenn es jetzt geschieht, kann es vielleicht so werden, daß ich manchem Pfarrer, der oft Mühe hat, eine Aushilfe zu finden, einen Dienst tun kann. Am besten könnte ich dies wohl, wenn die Synode mich als kantonale Aushilfe anstellen würde. Obschon diese Arbeit viel schwerer ist für mich als verheiratete Frau als ein Pfarramt in einer kleinen Gemeinde, würde ich mich doch freuen, auf diese Art zum Frieden zu gelangen.*

Während dieses Briefwechsels aber wurde die angedrohte Strafmaßnahme Wirklichkeit. Kurz zuvor stand eines Tages ein kleines Mädchen mit einem Rucksack an der Pfarrhaustüre: das Töchterlein unseres Kassiers. Es brachte mir den Gehalt eines Jahres zum voraus — 2400 Franken. Dann kam das Telephon des Standesbuchhalters des Kantons, er werde am Tag darauf in Furna erscheinen, um uns das Kirchenvermögen wegzunehmen, ich solle den Kirchgemeindepräsidenten orientieren. Ich lud den Standesbuchhalter zum Tee ein. Als er in meiner Stube saß, bekannte er mir, daß er eine «göttliche Freude» an den Furnern habe und daß er als Nachfolger meines Großvaters mütterlicherseits sehr bedaure, mir dies antun zu müssen.

Wohl hatte uns dieser Schritt der Übernahme des Pfarramtes in Furna das schwere Opfer einer Trennung auferlegt, denn mein Eheliebster arbeitete zunächst in Pontresina, dann in Zürich. Die Reise nach Furna war weit. Am Samstagabend punkt Mitternacht entstieg er auf der Station dem Auto, das damals zu dieser Zeit das Tal bediente, und langte dann nachts um 1.30 Uhr bei Frau und Kind an. Aber mehr als ein halbes Jahr verlangte Gott dieses Opfer nicht von uns. Seine Arbeit als Ingenieur entwickelte sich so, daß ihr größter Teil in Furna ausgeführt werden konnte.

Wie oft in diesen drei Jahren lag ich dann des morgens, wenn die Kirchenglocken riefen und ich auf die Kanzel steigen sollte, auf den Knien und bat Gott, das Amt von mir zu nehmen. Denn immer noch erschien es mir eine zu große und zu erhabene Aufgabe, als daß ich schwacher und armseliger Mensch ihr hätte genügen können!

Wir wünschten uns noch mehr Kinder. Ich besprach unser Anliegen mit dem Kirchgemeindepräsidenten. Er antwortete schalkhaft: «Dann ziehst Du halt einen Talar an, und dann sieht es niemand.» Natürlich ließ sich das nicht geheim halten. Da im Prättigau der Pfarrer als «dr Heer» bezeichnet wird, soll ein

Furner im Tal drunten gesagt haben: «Ünscha Heer ist schwanger.»

Die Bernerin Dora Nydegger vertrat mich die letzte Zeit vor und die erste Zeit nach der Geburt unserer Elsbeth Cilgia, die uns am 28. Dezember 1933 im fahlen Schein einer Petrollampe geschenkt wurde. Ist es nicht seltsam, daß die Berner Kirche Dora Nydegger die Zeit bei uns als Lernvikariat anrechnete, obschon mein Pfarramt ja nicht anerkannt war? Für uns bedeutete es eine beglückende Zeit. Dann stand ich wieder in der Arbeit. Sonntag für Sonntag stillte ich das Kindlein in seliger Freude und stieg dann ängstlichen Herzens auf die Kanzel.

### *Auch in Deutschland ist man um Furna besorgt*

Aber immer noch waren viele Gemüter besorgt um uns, das heißt um das, was sich da oben in diesem Bergdorf abspielte. So schrieb ein Zürcher Pfarrer am Ende eines längeren Artikels: «Das Kirchlein von Furna, wo weiblicher Prädikantentrotz unbekümmert um Gesetz und Volksabstimmung sich eingehorstet hat, lacht hoch über den Dächern von Jenaz.» Ein anderer Pfarrer aus Zürich meinte: «Es ist überaus zu bedauern, daß Du nicht ganz ruhig in Deiner Gemeinde, die zu Dir steht, vom Kirchenregiment anerkannt worden bist, damit die Bündner Kirche hätte sehen können, wie das nun tatsächlich geht. Da wäre Erfahrung alles. Das Kirchenregiment hätte einer Gemeinde dankbar sein müssen, die es einmal wagt, auf Erfahrung abzustellen.»

Eine deutsche Theologin schrieb in der ‚Deutschen Reformierten Kirchenzeitung' einen Artikel zugunsten der Furner, worauf ihr von deren Herausgeber, Pastor Kolfhaus in Vlotho, heftig widersprochen wurde. Er schrieb unter anderem: «Was nun den Fall der Frau Caprez in Graubünden betrifft, so wird hier doch niemand von einem Handeln im Gehorsam gegen Gott reden, lediglich von einem Gehorsam gegen die eigenen Wünsche und einer nur bei Frauen sich findenden Hartnäckigkeit.»

Im Pfarrgarten Kilchberg.

Nun griff aber niemand Geringerer als Karl Barth ein:

*Ich bin aufrichtig bekümmert wegen der Antwort, die Sie in Sachen der Pfarrerin im allgemeinen und des im fernen Graubünden spielenden Falles Caprez im besonderen der Darlegung von G. H. haben folgen lassen. Fräulein H. hatte zu erwägen gegeben, ob es nicht gefährlich sein möchte, die Haltung und Entscheidung anderer (in diesem Fall: der predigenden Frauen im allgemeinen und jener renitenten Graubündnerin im besonderen), wie Sie es zuvor getan hatten, eindeutig als Ungehorsam gegen Gott zu qualifizieren? Ob man das Urteil: Ungehorsam! nicht besser Gott überlassen sollte? Auf diese Frage haben Sie schroff mit der Wiederholung Ihres Urteils geantwortet ... Sollte Renitenz gegen eine Kirchenbehörde nicht auch zu den Dingen gehören, die nach der Schrift gelegentlich höchst geboten sein können? Welche Bibelstellen*

*wollten Sie, wenn es darauf ankäme, als göttliches Verbot der Renitenz gegen eine Volksabstimmung anführen und welche als Verbot eines räumlichen Getrenntlebens von Mann und Frau? Und ist es Ihnen andererseits nicht erinnerlich, mit welcher strammen biblischen Begründung einst die Theologen der amerikanischen Südstaaten die Notwendigkeit und Rechtmäßigkeit der Sklaverei zu verteidigen wußten? Sind Gottes Gedanken nicht immer wieder höher als unsere Gedanken? Wer wird also des Menschen Richter sein, wer wird über seinen Gehorsam oder Ungehorsam zu befinden haben? Er selber nicht, aber wir andern sicher auch nicht! Im Ganzen machen mir unsere Theologinnen den Eindruck von Menschen, denen es nicht nur mit ihrer Arbeit mindestens ebenso ernst ist wie ihren männlichen Kollegen, sondern die sich auch des besonderen Ernstes gerade ihrer Stellung bewußt sind, die nicht persönlichen Wünschen, sondern einem Auftrag zu folgen meinen und wollen. Ob diese Mädchen und Frauen Gott gehorsam oder ungehorsam sind, wie sollte ich — und, verehrter Herr Pastor, wie sollten Sie darüber entscheiden können? Wiederum kenne ich Frau Caprez nicht. Es gibt in meiner schweizerischen Heimat (unter Männern und Frauen) viele harte Köpfe und in Graubünden nach Ausweis der Geschichte dieses Landes noch besonders. Ich will es einmal so annehmen, daß ich meinen ebenfalls etwas harten Kopf in dieser Sache ganz bedenklich schütteln müßte. Aber selbst, wenn ich alles wüßte und dann das Verhalten von Frau Caprez noch so scharf kritisieren müßte: zum Urteil, daß dort jemand im Ungehorsam gegen Gott stehe, würde es auf keinen Fall langen, und ich kann auch mit dem besten Willen nicht einsehen, wie man in Vlotho wissen will, daß in Furna das Gebot Gottes übertreten wird.*

### *Und Basel nimmt es wunder*

Ende April 1933 wurde ich zu einem Vortrag über meine Arbeit nach Basel eingeladen. Er sei hier — gekürzt — wiedergegeben:

*Alle Dorfbewohner, jung und alt, duzen einander. Sie unterhalten sich gern und lange mit dem Fremden. Sie freuen sich, etwas von der Außenwelt zu vernehmen. Und mancher Besucher wird sich dadurch zu dem Eindruck verleiten lassen, in ihnen Menschen von einer seltenen Aufgeschlossenheit zu begegnen. Es ist aber gar nicht das Bedürfnis, sich zu geben, denn mehr als Oberflächliches wird der Fremde nicht von ihnen erfahren. Sie wollen vielmehr seine andere Art zu leben kennen lernen, dieses Vielgestaltige, Gefährliche, das jenseits ihres abgegrenzten, gleichmäßigen Lebens liegt. Ich selber erlebe es jedes Mal fast körperlich, diesen Unterschied eines Lebens in einer Welt mit wenigen, überlieferten, ordentlichen Möglichkeiten und eines Lebens in der Welt der Karriere, der schillernden, unberechenbaren Möglichkeiten, des Sprunghaften. Jedes Mal, wenn ich vom Berg hinuntersteige in irgend eine Stadt, spüre ich diesen Unterschied als etwas schmerzhaft Beunruhigendes. Das Interesse der Bergbauern für das Andersgeartete schließt aber nicht aus, daß sie sich selber sorgfältig vor den andern verbergen. Auch den Furnern eignet die Schwerfälligkeit aller Bergler, über ihr Gefühls- und Seelenleben zu reden. Was sie wirklich bewegt, das bekommt der Fremde nicht zu wissen, so daß er geneigt ist, zu behaupten, dieser Menschen Interessen und Empfinden sei so karg wie der Boden, auf dem sie wohnen. Das stimmt aber nicht. Sie sind gesammelter als der Durchschnitt der Stadtbewohner. Sie brauchen ja keine Zeit für all das Getriebe und die Vergnügungen, die den Menschen in der Stadt oft so oberflächlich machen. Die Furner haben an einem früheren Pfarrer kritisiert, daß er ihnen in seinen Predigten alles bis ins Kleinste auslege und erkläre, «so als ob wir noch kleine Kinder wären. Wir können doch auch selber denken».*

*Aber auch untereinander haben sie eine eigene Art der Zurückhaltung. Sie sagen oft das Gegenteil von dem, was sie denken. Wer sie kennt, weiß, daß dies nur eine ihrer Umgangsformen ist. Eine Anekdote gibt es deutlich wieder: Ein Furner ging über den Berg ins Schanfigg zu Besuch. Wie er dort ankommt, sitzen die Bekannten eben bei einer Mahlzeit.*

*Sie laden den seltenen Gast aufs freundlichste ein mitzuhalten. Dieser aber lehnt dankend ab und setzt sich aufs Ofenbänklein. Die Einladung wird wiederholt und beantwortet mit der Ausrede: «Ich habe eben gegessen, bevor ich zu Hause wegging.» Die Bekannten nötigen ihren Gast zum dritten Mal. Dann lassen sie davon ab. Nach einiger Zeit tönt es etwas kläglich vom Ofenbänklein her: «Bin ünsch nöt ma lengar.» (Bei uns nötigt man länger.)*

*Nun ist das zweite Schuljahr zu Ende, und ich hatte große Freude an meinen Schülern. Sie sind fast durchwegs intelligent und machten zum Teil so lebhaft mit, daß ich oft Mühe hatte, ihrem Eifer gerecht zu werden. Zu Anfang waren die Kinder sehr neugierig und einige mißtrauisch, wie das nun mit mir werden sollte. Ich werde es wohl nie vergessen, wie einer in seiner Ecke saß und es auf seinem Gesicht geschrieben stand, was er dachte: Warten wir das einmal ab. — Und dann machte er mit. Ich kam nach einer der ersten Stunden völlig erschöpft aus dem Schulzimmer. Ich war es einfach noch nicht gewohnt, einen Stoff souverän zu behandeln und doch fortwährend jedes einzelne der Kinder im Auge zu behalten. Ich mußte es erst lernen, den Stoff so in meiner Gewalt zu haben, daß ich jeden Augenblick daraus eine Frage formen und an einen richten konnte, der gerade so abwesend dasaß. Aber ich habe nachher keine zweite solche Stunde mehr erlebt. Ich mußte selten ermahnen oder strafen. Sie brachten ein einziges Mal eine Jelmoli-Uhr, die sehr laut tickte, legten sie auf die Bank und warteten gespannt, was nun geschehen werde. Ich schaute sie an, wartete auch, lächelte, die Uhr verschwand und kam nie mehr zum Vorschein.*

*In der Arbeit ist kaum ein Unterschied zwischen Männern und Frauen, Mannavolch und Wibavolch. Die ganze Familie, Mann und Frau und Kinder, stehen miteinander in der Arbeit. Die Kinder wachsen in die Gemein- und Kameradschaft der Eltern hinein. Frauen und Mädchen besorgen manchmal einen ganzen Stall Vieh, fahren mit Roß und Wagen. Die Frauenfrage ist hier längst gelöst, in idealer Art will ich nicht sagen. Es lastet zu viel auf ihnen. Aber die Frauen lieben die Arbeit auf dem Feld. Wo kleine Kinder sind, da wird ein noch schulpflichtiges Mädchen zu deren Wartung angestellt, die sogenannte Gäumeri. Ich habe nirgends ein so großes Verständnis gefunden wie bei diesen Bauernfrauen, viel mehr als bei den Frauen in der Stadt. Als ich diesen einmal sagte, ein Kind könne sicherlich auch gedeihen, wenn die Mutter nicht selber seine Windeln wasche, verschrien sie mich als verrücktes Weibsbild. Die Furnerinnen lächelten nur dazu. Sie können durchaus nicht verstehen, daß da überhaupt ein Wort zu verlieren sei über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, Ehe und Pfarramt zu vereinen.*

*Die Furner sind bekannt als Spötter, aber über die Religion und durch sie gebundene Sitte spotten sie nicht. Ich habe das stark an mir selber empfunden. Vor meiner Wahl haben mich alle geduzt. Jetzt duzen mich nur mehr die nahen Verwandten. Und wenn andere mich auf mein Geheiß duzen, reden sie mich doch mit dem Titel an. Sie haben mich einmal zur Pfarrerin gemacht, und nun soll ich auch den Titel tragen. Sie haben mir nun die neue Würde verliehen, und nun wollen sie, daß ich sie auch in Ehren trage. Daß ich in Hosen Ski fahre, dagegen haben sie nichts, aber Besuche soll ich im Rock machen, wegen der Autorität, wie sie sagten. Sie wollen im Pfarrer eine Autorität sehen. Daß ich eine Frau bin, das macht nur, daß sie mir ihre Probleme von Schwangerschaft, Kinderstillen etc. erzählen können. Sie bringen auch noch eine Art Tribut ins Pfarrhaus. Ich habe vom November bis im April kein Fleisch kaufen müssen, weil sie mir von ihren Hausmetzgeten brachten. Sie schicken mir Butter und Eier. Gegen Frühling wird das Holz für Kirche, Schul- und Pfarrhaus im «Gmeiwerch» gerüstet und von den Schulkindern versorgt. Es war ein eigentümliches Gefühl: dieses Geräusch der Sägen und Äxte, diese Reihen arbeitender Männer aus der Gemeinde — für eine Frau. Es war mir den ganzen ersten Winter über ein merkwürdiges Gefühl, wenn am Samstagabend das erste Räuchlein aus der*

*Kirche in die blaue Luft stieg, dieser Gedanke, daß eine ganze Gemeinde einfacher, gerader Menschen, Bauern den Mut gehabt hatte, so etwas ganz Neues zu unternehmen.*

*An der Arbeit in meiner Gemeinde habe ich große Freude. Das Predigthalten ist schwer und schön, doch teile ich diese Freude und diese Angst, verworfen zu werden, mit jedem ernsthaften Pfarrer. Die Furner finden nichts Sonderliches mehr dabei, daß eine Frau das Amt ausübt. Das Abendmahl habe ich nun schon oft ausgeteilt, und auch daran haben sie sich gewöhnt. Nach dem ersten Mal hörte ich eine Frau sagen: «Prezis wia an Pfarrer hedschas gmachad.» Man sieht den Maßstab, den sie anfänglich anlegten. Ich bin überzeugt, dieses Vergleichen hat längst aufgehört. Unvergeßlich ist mir, wie der Vater des ersten Täuflings bei mir in der Studierstube saß in Besorgnis, ob die von mir vollzogene Taufe dann auch später anerkannt würde. Diese erste Taufe hat für die Eltern sicher noch ein Wagnis bedeutet. Seither habe ich etliche andere Kinder in unsere «ungehorsame» Gemeinde aufgenommen, und auch diese Angst ist längst vergessen. Beerdigungen hatte ich bis vor zwei Monaten keine. Dann starb der Sohn eines frühern Furner Pfarrers, nun selber ein alter Mann. Ein langer, langer Zug bewegte sich den Berg heraus. Die schwarzen Gestalten hoben sich feierlich von dem weißen Schnee ab. Es war ein strahlender Tag. Im Turm fing es an zu läuten, und ich ging dem Zug entgegen, soweit die Sitte es vorschrieb. Vor dem Zug schritten zwei Männer aus dem Gemeindevorstand. Sie zogen die Hüte, dann ging ich allen voran, im Gedanken einer fast untragbaren Belastung, im Gedanken, daß es in einem Zeitungsartikel geheißen, das Unmöglichste sei eine Frau am offenen Grab.*

*Vor Schulanfang habe ich die Eltern zu einer Besprechung eingeladen. Es kamen aber nur die Mütter. Es entwickelte sich dann daraus ein ständiger Mütterabend. Zuerst diskutierten wir, anschließend las ich ihnen Kristin Lavranstochter vor. Aber ich mußte es nächsten Winter wieder anders machen. Denn es sei zu wenig erbaulich, lautete ein Urteil über Kristin Lavranstochter. Ich hatte doch meine Freude an diesem Urteil. Wenn man in der Stadt Angst haben muß, zu erbaulich zu sein, so ist man dies hier nicht so bald. Sie wollen mit einem gehobenen Gefühl oder angeregten Gedanken nach Hause gehen. Sie wollen wirklich ein wenig weiter sein, wenn sie gehen, als sie waren, da sie kamen. Diesen Winter haben wir jeweilen zuerst aus Herfurts «Lebenstüchtige Kinder — glückliche Mütter» und aus M. Steigers «Mutter und Kinder» einen Abschnitt gelesen und dann darüber diskutiert. Die Diskussionen waren oft sehr lebhaft. Darauf lasen wir noch ein kurzes Lebensbild. Ich habe sie gerne, diese Mütterabende. Sie hatten auch praktische Folgen. Der weite Schulweg war im Winter für die Mädchen in ihren langen Röcken beim Waten durch den tiefen Schnee beschwerlich. Sie wurden naß und saßen dann so in den Schulbänken. Ich rief die Mütter und die Arbeitslehrerin zusammen. Wir ließen gemeinsam Stoff kommen, die Lehrerin schnitt daraus Skihosen, und die Mütter nähten sie.*

*Dann gab es einmal so etwas wie eine «Jungschar», aber sie sei in sich zusammengebrochen, weil keine Disziplin möglich war. Ich habe dann mit einem der beiden Lehrer, einem jungen Aroser, wieder damit angefangen. Wir nannten unsere Zusammenkünfte aber nicht Jungschar, sondern Ledigenabende. Wir diskutierten zuerst jeden Abend: über Freundschaft, Freiheit und ähnliche Themata. Es galt, jede Diskussion wieder in einen andern Rahmen zu bringen. Das eine Mal versuchten wir es mit Thesen und Antithesen, das andere Mal mit Zetteln, da jedes eine Definition geben mußte, das dritte Mal mit Parteienbildung. Nach der Diskussion wurde vorgelesen: Wilhelm Schäfer, Gottfried Keller. Und zum Schluß wurde gespielt. Es ging nicht immer alles glatt, ich mußte ihnen einmal zureden, um einer Schwätzerei willen. Ich fürchtete mich sehr, nicht die richtigen Worte zu finden. Aber dies wurde der schönste Abend; sie blieben bis Mitternacht.*

*Mein Vorgänger hatte versucht, eine «Gemeindestube» einzurichten. Es kam aber nie-*

Züglata auf Furna.

*mand. Denn es ist Brauch, daß die Männer abends in ihrer Familie bleiben. Der Gemeindepräsident selber war sehr gegen diese Gemeindestube, aus der Erwägung heraus, daß sie die Männer gewöhne, von zu Hause fort zu sein, und wenn jetzt zu einem guten Zweck, so könne daraus auch die Gewohnheit des Wirtshaushockens werden. Ich versuchte darauf den umgekehrten Weg. Ich band mit den Schülern zusammen soviel Mappen als Haushaltungen sind und lasse nun die Mappen zirkulieren, mit der Garbe, der Elternzeitschrift, Leben und Glauben, Heimatstimmen, Schweizerspiegel und Schweizer Hausfrau, je nachdem, was wir geschenkt erhalten. Aber auch das ist nicht einfach, denn es braucht die Disziplin der einzelnen Familie, die Mappe zur Zeit und vollständig weiterzugeben.*

*Dies ist meine Arbeit in der Gemeinde. Sie ist eigentlich nicht anders als die eines Pfarrers. Ein Furner hat darum einmal mitten in unserm Kampf kurz und bündig erklärt: «Wenn unser Pfarrer keinen andern Fehler hat als daß er einen Rock trägt, so behalten wir ihn.»*

*Furna ist gar nicht der erste Fall von Gehorsamsverweigerung. Die beiden Gemeinden Bondo und Untervaz sind schon diesen Weg gegangen. Bondo hatte einen Waldenserpfarrer gewählt, der damals auch nicht in die Synode aufgenommen werden konnte. Die Gemeinde gab ihren Austritt aus der Landeskirche, kehrte aber wieder zurück, als sie sich mit dem Pfarrer überworfen hatte. Im Fall Untervaz handelte es sich um einen Zürcher, der im Gefängnis gesessen — meiner Meinung zwar zu Unrecht — und darum vom Zürcher Ministerium ausgestoßen war. Ihn wollte die Bündner Synode auch nicht aufnehmen. Untervaz trat nicht aus der Kirche aus, sondern ließ sich das Vermögen wegnehmen. Zwei Jahre später wurde der Pfarrer angenommen, und noch später wurde er gar synodaler Stellenvermittler!*

*Im Fall Furna begnügte sich die Oberbehörde nicht mit der Konfiskation des Kirchenvermögens. Der Kleine Rat drohte: «Sollte aber der ungesetzliche Zustand in Furna trotz Sperrung des Pfrundvermögens weiter bestehen, so würde der Rat sich weitere Schritte vorbehalten.» Gemeint war offenbar die Versiegelung der Kirchentüre. «Wenn das geschieht», so meinte ein Furner, «dann wird unsere Pfarrerin ihre Predigten einfach von Stube zu Stube halten.»*

Mit verschlossener Kirchentüre wäre aber auch das nicht möglich gewesen, was sich zu Großvaters Zeiten zugetragen haben soll:

*Z'Liseli uf äm Bord hätti scho lang gärän ä Liebstär ghan wiä andär Meidjen au. Schi ischt all Suntig ins Chor in und hed asiä heimli zu dän Buobän dürgäblinzgät, abär äs hed alls nüd gnützt. Schi heds ämal gmeind. Hans usäm Bodän we anderer Meinig gsin, abär hedäräs äswiä niä zeichän törfän. Är ischt ä Rota gsin und drum hedär gmeint, är gfalli däm Liseli gwüß nid. Aes ob di Rotan nid grad sä vil weänd as di andärän.*

*Z'Liseli ischt duo ä lengäri eltär wordän. Jetzt ämal äs Abätsch hetsch in dä Ladän undär där Chilchä um äs Päktli Franck söllän. Wiäsch bi där Chilchätür värbi will, ärstelld schä schich än Augänblick und luogät ummär. Schi hed niämät gsehn und springt duo gschwind in. Aber Hans hedschä gsehn und hed gädeicht: Was will diä ammä Wärtig in där Chilchä? Aer geid zum Hindärtürli in in dä Turän und losät.*

*«Liäbä Gott, gib mär au einä, wa i gärän ha chan», ghörd är z'Liseli halbä lut bättän.*

*«I han nu meh ä Rota» tönds da usäm Turän ussär mid ärä merkwürdig teufä Baßstimm.*

*«Sä gib, was d'hescht», duo gschwind z'Liseli.*

*Am sälbän Abät hed schi duo däheimät zimli früö uf Lichtärlöschän ghebt, und richtig — kaum ischt das gschehn, sä heds klöpflät. Z'Liseli hed gschwind übär d'Laubän ab grüöft: i chummän, und hed dasmal värgässä zfregän, wär dunnä si. Am Morgät hed duo z'Liseli ir Liebstär ghan; abär wär im Turän gsi si, hedärä Hans erscht na äm Hochzit gseid.*

### *Was würdest Du sagen?*

Eines Abends — wir kehrten eben von einem Gang durch die Gemeinde zurück — stellte mich mein Ehekamerad vor die Frage: «Was würdest Du sagen, wenn ich auch Theologie studieren würde?» Meine Antwort war wiederum eine Frage: «Was für Aufsätze hast Du an der Kantonsschule gemacht?» «Schlechte», bekannte er, worauf ich erwiderte: «Dann kannst Du nicht Pfarrer werden.»

Das schlug bei ihm ein. Er begann mit dem Theologiestudium! Es war also wieder einmal so: einem Caprez muß man das Gegenteil dessen sagen, was man will. Als er mich wieder einmal in einer wichtigen Entscheidung um meinen Rat fragte, sagte ich ihm: «Wozu soll ich Dir raten, Du machst ja doch das Gegenteil.» «Aber ich muß doch wissen, was das Gegenteil ist», gab er zur Antwort.

So begann mein Ehekamerad mit dem Studium der lateinischen Sprache, dazu noch der griechischen und hebräischen und bestand darin schon nach einem Jahr die Ergänzungsmaturität, um Thelogie zu studieren. Auch hierin sollten wir nun Gefährten werden. Da im Augenblick kein Pfarrermangel mehr bestand und ein Zürcher gesundheitshalber gern nach Furna gekommen wäre, und da wir nicht noch einmal die Trennung der Familie auf uns nehmen wollten, siedelten wir nach einer Tätigkeit von 3½ Jahren in Furna nach Zürich über, in der Aussicht, nach dem Studium wieder irgendwo zusammen anfangen, gemeinsam in der Arbeit stehen zu dürfen.

### *Beglückender Bürgenstock*

Gott aber läßt keine Zeit ungenützt verstreichen. Nicht weniger wichtig als das Studium für Gian wurde für mich die Begegnung mit der Oxford-Gruppenbewegung. Durch sie lernte ich, wessen ich in meiner ersten Gemeinde ermangelt hatte: Seelsorge und gemeinsames Beten. Nie werde ich die beiden Erlebnisse vergessen: wie ich zum ersten Mal an das Bett eines alten, sterbenden Mannes gerufen wurde und keine Ahnung hatte, was ich da tun sollte, denn auf der Universität waren uns wohl einzelne Kommata der Bibel erläutert worden, aber was man am Bett eines sterbenden Menschen tun sollte, sagte uns niemand. Und daneben das andere Erlebnis: wie ich zusammen mit ein paar Leuten aus Akademikerkreisen im Gebet verharrte, um nachher mit ihnen zusammen davon Zeugnis abzulegen, was Jesus Christus für uns bedeute. Oder: wie wir gelehrt wurden, in einer Aussprache mit einem Menschen mit dem einen

Hitz Leo: Schneehirte, Zeichnung, 52 × 42 cm

Ohr auf diesen Menschen, mit dem andern Ohr aber auf Gott zu hören.

Ein besonders wichtiges Anliegen der Gruppe waren die großen Tagungen. Mein Tagebuch berichtet darüber:

*In den Vorbereitungen auf die drei gleichzeitigen Tagungen: Bürgenstock, Eglisau, Heinrichsbad kam immer wieder die Freude auf das bevorstehende Geschehen zum Ausdruck. Nur ich freute mich nicht. Ich hatte Schwierigkeiten mit meinen Kindern und meinem Dienstmädchen und fand, daß es stark an mir selber liege. Da ich aber nicht imstande war, die Sachlage zu ändern, gab ich die Gruppe auf: was soll ich unter andern von der Gruppe als Werkzeug für Gott zeugen, wenn es in meinen engsten Beziehungen nicht klappt! In dieser Haltung der Absage und des Unglaubens stellte ich mich trotzdem am Freitagmittag zusammen mit meinem Mann auf dem Zürcher Hauptbahnhof ein.*

*Es regnete in Strömen, als wir über den Vierwaldstättersee fuhren. Die ganze Tagung stand im Zeichen dieses strömenden Regens, aber es war so gleichgültig, außer für die Studenten, die aus dem Norden Deutschland gekommen waren, um von der Gruppe zu hören, und die doch auch gern etwas von den Schweizerbergen gesehen hätten. Wir verwikkelten uns gleich zu Anfang mit einem von ihnen in eine heftige politische Debatte. Es kam nichts dabei heraus, als daß wir uns um so mehr freuten, daß gerade Nationalsozialisten nun etwas von dem Geist der Gruppenbewegung spüren sollten.*

Der Freitagabend *brachte die erste Zusammenkunft. Wir wurden zur «Gemeinde» zusammengeschlossen und in unsere Aufgabe hineingestellt. Wir sollten in unseren Zeugnissen nicht diskutieren, sondern davon sprechen, was an uns geschehen. Wenn wir von Wundern berichten, dann sollen dies nicht Krankenheilungen, nicht irgend welche mystische Sachen sein, sondern Wunder, die unter uns passiert sind. Und vor allem sollte deutlich werden: Wir brauchen nicht so fort zu leben, wie wir gestern gelebt haben. In der gemeinsamen «stillen Zeit» wurde mir sehr deutlich, daß ich in Untreue gelebt, daß ich so oft keine stille Zeit gehalten und darum in vielen Schwierigkeiten so versagt hatte. Aber: ich brauchte ja nicht so fort zu leben.*

Am Samstagmorgen *begann der Tag für die Arbeitsgruppenleute mit einer gemeinsamen stillen Zeit als gemeinsame innere Vorbereitung auf den Tag hin. Mich ewig von einer Arbeit besessenen Menschen traf das Wort: Jesus war nie in einer Hetze. Das Geheimnis besteht darin, sich ganz auf einen Augenblick einzustellen. Nach einer großen gemeinsamen Zusammenkunft, da Männer und Frauen in Unmittelbarkeit und aus einer eindrücklichen Kraft heraus gesprochen hatten, trennten wir uns in verschiedene Gruppen: Männer, Frauen, Mädchen, Burschen. Wir Frauen fanden uns in einer vollkommen gelösten, einander aufgeschlossenen Haltung. Als erstes traf mich, daß die Frau, die die Führung hätte übernehmen sollen, unvermerkt durch eine andere ersetzt war und überhaupt nie hervortrat. Ich hatte mich von Anfang an so schwer darin finden können, daß kein Plan über Themata und Führung vorlag, so wie sie doch sonst bei dem, was eine ordentliche Versammlung heißen will, schon tagelang in irgend einem Blättlein zu lesen steht. Ich mit meinem erstens, zweitens, drittens hatte so Mühe, die Leitung dem Heiligen Geist zu überlassen und das Geheimnis zu fassen, sich ganz auf einen Augenblick einzustellen. Die unerwartete Führung war ausgezeichnet! Ich möchte aber nicht von ihr sprechen, auch nicht davon, wie die vornehme und intelligente Frau eines Großindustriellen da vorn vor allen Zeugnis ablegte, wie ihre Ehe durch die Gruppe eine ganz andere geworden, oder davon, wie ein dreißigjähriges Mädchen über das Problem der Unverheirateten und ihre persönliche Lösung in offener, erschütternder Art sprach, oder gar davon, wie ich mich plötzlich in Verfügung gab und davon erzählte, wie ich an einem Fehlschlag meine falsche Einstellung erkannt hatte. Ich möchte von einer älteren, ganz einfachen Frau erzählen, die am Schluß aufstand und davon sprach, wie sie, so ganz und gar in ein Laster versun-*

*ken, Mann und Kinder unglücklich gemacht hatte, daß sie auswegslos nur mehr den freiwilligen Tod vor sich gesehen. Sie wurde ganz offen und sagte, daß sie getrunken, daß sie zum Blauen Kreuz gekommen und dort wohl gehalten worden sei, durch ein Gesetz gehalten: sie hatte nicht mehr trinken* dürfen. *Durch die Gruppe aber war sie frei geworden: sie hatte nun nicht mehr trinken* müssen. *Das Laster war von ihr abgefallen wie ein schmutziger Mantel. Dabei waren ihr Vater und ihr Großvater schon diesem Laster verfallen gewesen. Gott erweist sich stärker als erbliche Belastung. Dieses Zeugnis hatte uns alle sehr erfaßt; einer jungen, mondänen Zürcherin aber wurde es der Weg. Sie klagte am Abend in einem Einzelgespräch: «Wenn ich doch auch so etwas hätte, ein Laster, es wäre für mich ja viel leichter, einen Bruch zu vollziehen, einen völlig neuen Weg einzuschlagen.» Die mit ihr sprach, erhielt das Wort für sie: «Aber Du bist hart und in Dir verschlossen, das ist Dein Suff.» Die Umwandlung vollzog sich bei diesem Menschen noch in der gleichen Nacht.*

*Mir selber erwuchsen aus dieser Frauengruppe noch zwei Aufgaben: Ich hatte mich zur Verfügung gestellt und wurde nun gebraucht. Zwei Schwestern von Solothurn fragten mich um ein Einzelgespräch. Es wurden mir beide zu einem Geschenk. Aber zunächst spürte ich erst mein Ungenügen; ich bat darum eine Gruppenfreundin um ein «Shearing». Sie sollte mir helfen, mich wegzustellen und ganz bereit zu sein, bereit für den andern Menschen und bereit für das, was mir Gott für ihn geben würde. Dieses Shearing wurde mir wichtig. Ich sah dadurch, daß ich wohl manchen Versuchungen, die ich so gern endlich einmal überwunden gesehen hätte, noch länger würde gegenüber stehen müssen, weil für mich etwas anderes viel wichtiger war: warten lernen, auch warten lernen, wann es Gott gefallen würde, mich von ihnen frei werden zu lassen. Sofort nach dieser Aussprache und einem gemeinsamen Gebet traf ich die junge Frau aus Solothurn. Der Regen hatte etwas nachgelassen, und wir gingen einen schmalen Weg längs einer steilen Wand. Sie war mir ganz offen, und ich war ganz ihr bereit. Sie sprach davon, daß sie ja nichts mit Gefühl zu tun haben wolle, sie möchte rein überlegen. Sie glaube an keine Ewigkeit und keinen persönlichen Gott. Gott sei das Gute im Herzen, und Norm für Gut und Bös sei das Nützliche. Ich versuchte, sie an die Grenzen zu führen, die uns Menschen gesteckt sind und ihr davon zu sagen, daß Grenze ja nur sein kann zwischen einem Hüben und Drüben und daß die Kategorien, die wir nur als uns fehlend erkennen können, uns auf den und das Drüben weisen. Dann bat ich sie noch, sich ganz offen zu halten und in allem Kommenden zu fragen, ob die Menschen, die da bezeugen, von einem Gott sprechen, den sie in ihrer Brust tragen und über den sie verfügen, oder von einem persönlichen Gott, der über sie verfügt. Aber als sie davon sprach, daß sie im Rückblicken auf ihr bisheriges Leben nicht anders könne als ein geplantes, geführtes Leben zu erkennen, da erhielt ich für sie das Entscheidende. Ich hieß sie, ihr Gesicht zu wenden, nach vorwärts zu sehen, sich in Gottes Plan einzuordnen und versuchen, ihn zu vernehmen, nach vorwärts aus der Freude dieses über ihr stehenden Planes heraus zu leben.*

*Dann traf ich ihre jüngere Schwester. Der Regen hatte wieder eingesetzt, wir gingen auf unser kaltes Hotelzimmer, aber es war auch dies gut so. Sie hatte Schwierigkeiten mit der stillen Zeit und wollte darüber mit mir sprechen. Ich hatte ihr gegenüber einerseits menschlich einen viel leichteren Stand, da sie stark gefühlsmäßig eingestellt war und alles an mir wundervoll fand, andererseits auch schwerer, weil ich durch diese ihre Haltung weit mehr in der Gefahr stand, mich wieder in den Mittelpunkt zu stellen. Ich erzählte ihr von mir, und dann hielten wir miteinander praktisch stille Zeit. Mit Tränen in den Augen ging sie weg.*

*Während dieses Nachmittags kam ein neuer großer Zuzug. Wir zählten nun ungefähr sechshundert. Zwischen unser hartes Deutsch trat nun das weiche, dem Lebensstrom so viel*

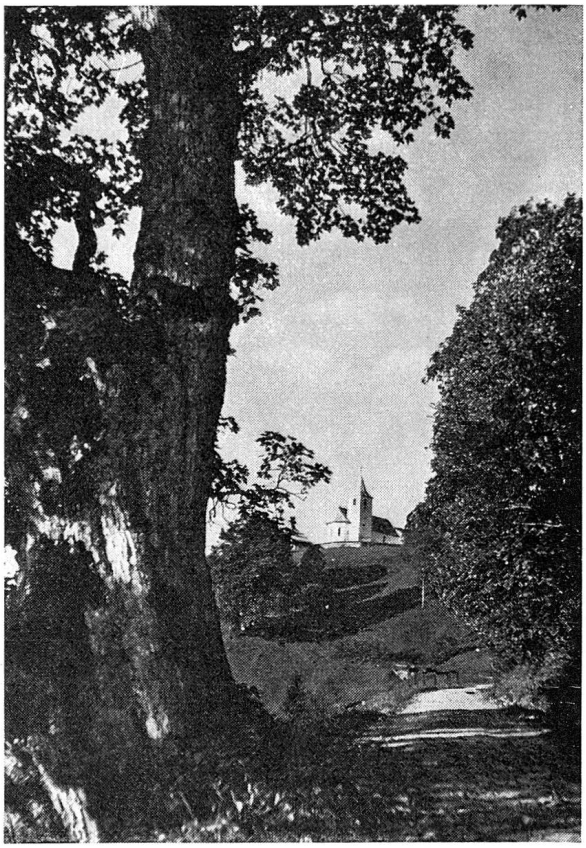
*nähere Französisch der Welschschweizer: nun wurden wir zur schweizerischen Gemeinde.*

*Die* Samstag-Nachmittagszusammenkunft *stand unter der Leitung Professor Spörris, des Romanisten an der Universität Zürich. Es waren drei ausgewählte Zeugnisse da, die der Reihe nach unter folgenden Thesen standen:*

1. *Wenn Menschen ehrlich werden, wird Gott wirklich.*
2. *Wenn Menschen horchen, spricht Gott.*
3. *Wenn Menschen gehorchen, geschehen Wunder.*

*Als erster sprach der Maler H. W., als zweite die Frau eines Nervenarztes, als dritter der Gemeindepräsident von Morges. Die Abendversammlung aber ließ uns in das Leben möglichst vieler hineinsehen. Männer und Frauen sprachen, spontan und gehorsam der Aufgabe des Augenblicks, von neugestalteten Familien, neugestaltetem Geschäftsgang, überall von völlig Neuem, völlig Unerhörtem.*

*Der* Pfingstsonntag-Morgen *brachte nach der gemeinsamen stillen Zeit der Arbeitsgruppe den Gottesdienst mit einem Laiengebet von einer Frau, einer Lektion von einem Laien, einer kurzen Ansprache des schon erwähnten Bürgermeisters von Morges und der Predigt von Professor Brunner. Dieser Gottesdienst allein war ein Erlebnis. Nach dem Essen fragte mich Rektor Enderlin, ob ich mit einer Ungarin zusammen ihr Zeugnis vorbereiten würde, da diese wenig deutsch könne. Wir saßen zwei Stunden zusammen. Ich fand mich klein und beschämt dieser jüngeren, fabelhaften Frau gegenüber, die keinen Schritt aus eigener Kraft geht. Sie hat Mathematik und Physik studiert, dann einen Pfarrer geheiratet und leitet nun mit ihm zusammen ein Diakonissenhaus. Sie hat zwei Kinder und steht voll und ganz in der Arbeit ihres Diakonissenhauses. Aber sie ist bereit zu hören, wenn sie diese Arbeit weglegen müßte. Wir fanden uns über dieser uns beiden so anliegenden Frage als zueinander gerufen. In der Arbeit an ihrem Zeugnis aber erkannte ich, daß ich ihrem ungarischen Temperament nicht die Form meiner bündnerischen Art aufzwingen durfte. Dieses Sichzusammenfinden unserer beiden, so ganz und gar verschiedenen Temperamente war für mich aufrüttelnd und beglückend. Ich verließ diese Frau voll erstaunter, bewundernder Freude.*



Furner Kirche in Sicht.

*Um 5 Uhr leiteten und sprachen die Jungen. Sie sprachen schnell und eines am andern, mit Temperament und Fröhlichkeit. Aber viele von uns Ältern waren enttäuscht — es erweckte so sehr den Eindruck von Szene und Schauspiel. Aber gerade nach dieser von uns mißbilligten Jugendgruppe geschah es, daß von den Neuen eines nach dem andern in dem überfüllten Saal aufstand und sprach, wahrscheinlich offen geworden durch die fröhliche Haltung der Jugend. Ich aber erkannte es wieder einmal deutlich: was hatte ich Gott vorzuschreiben, in welcher Art es zu geschehen hätte, es brauchte vielleicht gerade das, was ich für verunglückt hielt.*

*Meine eigentliche Aufgabe hatte ich in einem Zeugnis in der* Sonntagabendgruppe *gesehen, denn sie sollte unter dem Thema stehen: Die Gruppe in ihrer Auswirkung auf die Welt. Als ich aber daran ging, meine Gedanken zu ordnen, zerfloß mir alles unter den Händen, es blieb mir rein nichts. Ich hatte zu schweigen. Eine Viertelstunde Zeit blieb für die gemeinsame Vorbereitung auf diesen Sonntagabend. Diese war aber so gehetzt und unglücklich, daß ich dachte, dieser Abend könne nicht geraten — und er wurde ganz hervorragend. Der die Führung hatte, sprach von der Gruppe als einer Armee, die marschiert. Wir können entweder mitmarschieren oder am Trottoir stehen und zusehen, wie die andern in Löcher trampen, denn wir selber trampen ja nicht in Löcher, wenn wir nur da stehen und nicht marschieren. Mich persönlich traf das Wort von der Haushalterschaft mit der Zeit, und in meinem Notizheft steht die Reaktion: Ich habe* immer *Zeit!!*

*Etwas vom Größten waren die Worte der Ungarin. Sie sprach gebrochen deutsch, aber gerade dadurch war sie uns so menschlich nahe. Sie sprach davon, daß der Pfingstgeist an keine Landesgrenzen gebunden sei, daß die Gedanken der Gruppe durch Bücher und einzelne Menschen nach Ungarn gekommen und wie ein Feuer in eine dürre Heide gefallen sei. Allenthalben begegne man nun diesem neuen Leben, diesem Feuer. Am Schluß erzählte sie, wie sie mit andern Pfarrfrauen auch äußerlich eine Gruppe gebildet hätte. Das Große daran sei nun nicht, daß sie sich zusammengefunden als solche, die einander vorher fremd, sondern als Frauen von Pfarrern, die einander vorher kirchenpolitisch völlig widerstreitend gewesen, «Nun sitzen wir zusammen, mit unserer kirchenpolitischen Vergangenheit behaftet, in einer neuen Gegenwart.»*

*Da gerade ein Telegramm von einer Tagung in Budapest eingetroffen war, sprach sie noch voll Freude von den Hoffnungen, die sie für ihr Land hat. Als sie geendet, schaute ich zu Professor Carrard, dem Leiter des Psychotechnischen Institutes, hinüber: er hatte die Augen voll Tränen. Diese Mannestränen galten der doch schon verloren gegebenen Möglichkeit, dem uns von allen Seiten her drohenden Sturz in den Abgrund zu entrinnen. Diese Hoffnung leuchtete in dem Geschehen in Ungarn so hell auf. Und sie leuchtet ja auch in andern Ländern auf! In über 50 Ländern haben sich die Menschen durch die Gruppe rufen lassen.*

*Noch anderthalb Tage blieben uns hier, dann galt das Wort von Emil Brunner: «Es bleibt nicht Bürgenstock, sondern es wird wieder Basel und Zürich, es wird wieder Geschäft und Alltag, Steuer und Sorgen.» Der* Montagmorgen *brachte ein Wort, das mir später immer wieder die Kraft gab, in Versuchungen lächelnd zur Seite zu blicken und damit sie schon abzutun. Der Teufel wurde genannt: der Freund zur Linken, solange wir im Glauben stehen. Dieser Vormittag brachte eine gemeinsame stille Zeit für Arbeitsgruppenleute und «Neue». Sie war eine überwältigend schöne Stunde, da das Suchen und Sehnen des Menschen immer wieder neu aufbrach, aber auch immer wieder jubelnde Freude über die Güte unseres Gottes, der sich da finden läßt.*

*Der äußere Rahmen dieser stillen Zeit war folgender:*

1. *Fürbitte.*
2. *Danken. (Es war so überraschend, daß nach der Stille über diesen Punkt eine Frau aufstand und freudig zeugte: «Ich danke Gott, daß er mir meine freche Gesundheit genommen.»)*
3. *Buße tun und neue Übergabe.*
4. *Was ist der nächste Schritt?*
5. *Was habe ich wieder gutzumachen?*

*Folgende Thesen gaben mir für die Zukunft große Freude:*

*Wenn wir von Gott etwas erwarten, gibt er uns etwas.*

*Wenn wir von Gott viel erwarten, gibt er uns viel.*

*Wenn wir von Gott alles erwarten, gibt er uns alles.*

*Der* Montagnachmittag *brachte die Abreise sehr vieler. Wir blieben zurück mit einem leisen Bedauern: Es war so schön, schöner kann es nicht mehr werden. Nun wird es wohl abflauen. Der Abend aber versammelte die um so viel kleinere Gemeinde in einer unendlich dankbaren Stimmung, dankbar für das Empfangene, dankbar für die uns noch bleibende Zeit.*

*Am* Dienstagmorgen *fanden wir alles bereit zum Abendmahl. Ein kleines Tischlein mit einem weißen Tuch und ein paar blaue Blumen, ein paar Römer und gläserne Krüglein dienten uns. Wir begannen mit einer stillen Zeit. Starke Männer und vornehme Frauen standen auf, zeugten von dem, was an ihnen geschehen und was draußen von ihnen aus neu gestaltet werden mußte. So mancher Mann kehrte völlig neu zu Frau und Kindern, in seine Arbeit zurück. So manche Frau hatte einen nie gekannten Mut, eine ganz neue Hoffnung für ihr Leben erhalten. Neben mir saß eine junge Arztfrau. Die Tränen liefen über ihr Angesicht. Wir waren nun alle diese Tage über, alle 600, so ganz eine Familie gewesen, daß ich doch nun diese junge Frau nicht allein lassen konnte. Aber was konnte ich denn tun? Ich nahm still ihre Hand, die eiskalt war, umfaßte sie mit meinen beiden, die ausnahmsweise und mir zum Geschenk diesmal voll Wärme waren, hielt die ihre, bis meine Wärme auf sie übergegangen, und legte sie dann still auf ihren Schoß zurück. Ein leises «Dankeschön» wurde mir zuteil. Es war ja nur ein kleiner winziger Bruchteil von dem, was uns allen da oben von der Möglichkeit der Gemeinschaft im Geist aufgegangen war.*

*Beim Mittagessen saßen wir nur mehr an einer langen Tafel zusammen. Wir waren alle müde und alle glücklich. Uns gegenüber saß eine ältere, sogenannt bessere Frau. Sie strahlte übers ganze Gesicht. Und sie sprach es auch aus: «So zufrieden wie jetzt war ich in meinem ganzen Leben noch nie, und ich bin doch schon 54 Jahre alt.» Es war so packend, daß gerade sie so sprach. Heute war Dienstag, und am Donnerstag hatte diese Frau vor, zu der Rabbinersfrau ihrer Stadt zu gehen, ihr zu bekennen, daß sie alle Juden verachtet und gehaßt habe, daß sie aber wisse, wie falsch dies gewesen, sie möchte es in einer Versammlung von Judenfrauen kund tun. Sie hatte vor der Tagung schon einen ähnlichen Schritt getan. Sie hatte eine Jüdin persönlich aber grundlos beleidigt. Nun fragte sie telephonisch an, ob sie vorbeikommen könne. Der Mann stand ihr Red und Antwort, er sagte, daß seine Frau schwer krank sei, er aber sicher sagen könne, daß sie ihr verzeihe. Daraufhin geschah es ihr, daß sie auf der Straße verschiedentlich unerwartet von Juden gegrüßt wurde. Als wir so dieser Frau gegenüber saßen, die so überströmte von Freude, und wir doch wußten, was ihr Hintergrund war, hatte ich eine Art Gesicht. Ich sah, wie Paulus gelitten hatte um sein Volk und dessen Verstockung, wie er sich dann an die Verheißung klammerte, das Volk der Juden bleibe verstockt, auf daß die Fülle der Heiden eingehe, dann aber werde auch es durch die Türe eingehen. Und nun wurde diese Frau dazu gebraucht, mitzuhelfen, diese gewaltige Verheißung des Apostels zu erfüllen! Denn die so von uns geschlagenen, so von uns zertretenen Juden hatten schon und würden noch mehr aufhorchen: was geschieht da unter den Christen, daß sie so zu uns kommen? Und sie würden anfangen auch Ausschau zu halten nach dieser Türe. Die Verheißung Gottes würde sich erfüllen an Heiden und Juden!*

*Nachmittags verließen auch wir endlich «den Berg der Verklärung» und fuhren über den See. Die ganze Zeit aber, da wir vom Bürgenstock herunter und über den See fuhren, da wir in Luzern verweilten, mit dem Zug nach Zürich reisten und dort eine Stunde auf unsere Kinder warteten, die aus dem Bündnerland kamen, während dieser ganzen Zeit stand ich in einem Strom von Glück: daß es so etwas auf dieser Erde gab!*